P. o. gam.
19328 Wehl

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl.	— kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl.	45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl.	2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt	9 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl.	— kr.
Für einen Monat	1 fl.	— kr.
Für 1 Band per Tag	— fl.	3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

24444.

Duell mit der Maske 3.
Bettlein am Rialto 31
Gespenst auf der Maskerade 85
Diana Brancaccio 101
Sichim Gulo 149
Der venetianische Kastin 169
Ein armes Menschenleben 195
Del Mutto 217
Foscari 249
Del Ophio de Sapienzano 279

Allerweltsgeschichten.

Ein Novellenbuch

von

Feodor Wehl.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1861.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Duell mit der Maske.

Eine Hotelgeschichte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Wenn man die Verfasser von Novellen und Romanen so häufig darüber klagen hört, daß das tägliche Leben von heute ihnen so gar wenig Stoff zu Erzählungen biete, so sollte man meinen, die Leidenschaften, Abenteuer und seltsamen Begebenheiten seien ganz aus der modernen Zeit verschwunden und unsere Existenz so nüchtern, eben und gewöhnlich geworden, daß ein außerordentliches Ereigniß oder ein absonderliches Schicksal darin gar nicht mehr Raum zu gewinnen vermöge. Und doch ist dies ganz und gar nicht der Fall, wie wir gleich durch ein Beispiel beweisen werden. Unsere Zeit zeigt sich noch immer reich an Romantik, an wunderbaren Räthseln und geheimnißvollen Herzensgeschichten, nur muß man freilich das Talent besitzen, sie aufzufinden. Es giebt Menschen, welche um die ganze Erde gereist sind und dennoch so viel wie Nichts zu berichten wissen. Und wieder andere Leute giebt es, die nie aus ihrem Lande, ihrer Stadt, ihrer

Straße, ja kaum aus ihrem Hause kamen und doch wer weiß was Alles erfahren haben. Diesen Auserwählten läuft der Roman in das Zimmer, wenn sie bei einer Tasse Kaffee im Sopha lehnen, oder sie begegnen ihm auf der Treppe, oder er kommt wohl gar im Theater neben sie zu sitzen. Ein Anderer an ihrer Stelle würde ihn gar nicht gewahr werden, vielleicht lange mit ihm sprechen, ihm die Hand geben und dann seines Weges gehen. Aber mit diesen Sonntagskindern des Mysteriums ist es ganz etwas Anderes. Die sehen einem armen Sterblichen das Geheimniß, die merkwürdigen Erlebnisse und eine wunderbare Lebensgeschichte sogleich an der Nase, dem Blick des Auges, an einem gewissen Zuge um die Mundwinkel an. Sie werfen nur eine bescheidene Frage, eine leise Andeutung, eine gewisse, nicht abzuweisende Erkundigung hin, und siehe da, in einer Stunde, in einer halben, in fünf Minuten wissen sie Dinge, Dinge, aus denen Eugen Sue eine andere Mathilde, Heinrich König eine zweite Veronika und Levin Schücking eine neue dunkle That für die gespannte Lesewelt herzustellen im Stande wären. Haben wir nun auch durchaus weder den Muth noch die Anmaßung, uns mit einem dieser drei Koryphäen der Romanliteratur in Vergleichung zu stellen, so wollen wir dennoch versuchen, unsern Lesern eine Geschichte zu erzählen, die vor einiger Zeit in der

Stadt, in der sie sich zutrug, ein allgemeines Aufsehen und die größte Spannung erregte.

In dem Hotel „Zum Rhein" einer großen deutschen Handelsstadt lebte nämlich in einem der letztverflossenen Winter der Bankhalter eines nahegelegenen Badeortes, der als Spieler bekannte de la G... Dieser Mann, der früher Militair gewesen und ein vielbewegtes, buntes Leben hinter sich hatte, war ein Mensch von nicht gewöhnlicher Art. Obschon aber nicht der Jüngste und Einnehmendste seiner äußeren Erscheinung nach, die übrigens noch ganz entschieden die Spuren einer hervorragenden männlichen Schönheit zeigte, wußte er doch durch ein lebhaft und geistig angeregtes Gespräch, sowie durch ein feines, weltmännisches und zugleich imponirendes Wesen alle Welt sich geneigt zu machen. Es konnte nicht geleugnet werden, daß er viel gesehen, manches erfahren und vermittelst dessen seinem energischen und gewandten Geiste ein fesselndes und interessantes Relief zu geben verstand. Er hatte sich längere Zeit in Paris, London, Italien, Rußland, Spanien und sogar in Indien aufgehalten. Die Welt erzählte von vielen Liebesabenteuern, die er in allen diesen Ländern gehabt. Aber daß er zugleich tapfer und jederzeit brav gewesen, bewiesen, wenn nicht mehrere Orden, die er erhalten, so doch jedenfalls einige Schlachtberichte aus Algier und dem Kaukasus, worin sein Name mit

Ehren genannt war. Eine Verwundung des rechten Armes, die diesen lähmte und zur Führung der Waffe untauglich machte, zwang ihn, der militairischen Laufbahn zu entsagen und eine Stellung in der bürgerlichen Welt zu suchen. Ein kleines Vermögen, das ihm durch Erbschaft zugefallen, hatten seine Reisen und Kriegsfahrten fast ganz aufgezehrt oder doch jedenfalls so verringert, daß davon auf die Länge zu existiren keine Möglichkeit war. Wie es heißt, wendete er sich damals an die Regierung in Hessen-Cassel mit der Bitte: ihn nach seinen Fähigkeiten irgendwo im Staate zu placiren. Da seine Eltern, die französische Emigranten gewesen, sich in diesem Lande niedergelassen, und er darin geboren und erzogen war, so meinte er nämlich eine Art von Recht auf eine Anstellung in dem Kurfürstenthum zu haben. Allein der damalige Regent desselben war anderer Ansicht und schlug das Gesuch rundweg ab, wahrscheinlich weil er meinte, daß ein Mann, der in aller Herren Länder, nur in dem seinigen nicht, Militairdienste geleistet, darin auch keinen Anspruch auf Civilversorgung habe. De la G...., der sich seines Namens, seiner Kenntniß, Erfahrungen und gesellschaftlichen Fähigkeiten wegen zum Diplomaten berufen glaubte, wandte sich nun auch noch an andere Monarchen, unter andern an die von Preußen, Hannover und Sachsen, jedoch mit keinem besseren Erfolge.

Um zuletzt doch Etwas zu thun, legte er sich auf den Pferdehandel und das Zureiten einzelner, guter Thiere, die er dann vortheilhaft verkaufte. Seine Methode, die Rosse einzuschulen, wurde von Kennern vorzüglich erklärt und trug ihm nicht allein reichliche Ehre, sondern auch ansehnlich viel Geld ein. Indeß da sein gelähmter Arm darunter litt, und ihm dadurch diese Beschäftigung sehr erschwert ward, so sah er sich genöthigt, sie nach einiger Zeit aufzugeben, um Erholung und Kräftigung in einem Bade zu suchen.

In dem Taunusbade, das er wählte, begann er zuerst mit Leidenschaft zu spielen, was er auch sonst wohl schon, aber ohne besondere Passion gethan hatte. Nach und nach ergriff ihn das Hazard und Roulette so ganz und gar, daß es ihm unmöglich wurde, wieder davon loszukommen. Was sollte er auch beginnen? Den Degen war er, wie wir gemeldet, nicht mehr im Stande zu führen; als Diplomaten ihn anzustellen, hatten die verschiedensten Regenten verschmäht, und wieder auf's Neue Bereiter zu werden und sich mit seinem kranken Arme abzuplagen, verspürte er wenig Lust. Rücksichten auf eine Familie oder sonstige gesellschaftliche Verhältnisse zu nehmen, konnte er sich nicht benöthigt sehen. Waren seine Eltern doch todt, eine Schwester weit nach Esthland hin verheirathet; er selbst aber allein, ohne Weib und Kind, ohne eigentlichen

Freund, ja ſogar ohne allen näheren Umgang. Was alſo konnte ihn Anſtand nehmen heißen, was ihn bewegen, dieſem abenteuerlichen, reizvollen und ewig aufgeſtachelten Leben zu entſagen? Dies Leben war für ihn wie ein Rauſch, wie ein Opiumtaumel, in welchem er Alles um ſich her vergaß. Auch ſchmeichelte es ihm, ſich ſo als den Mittelpunkt, gleichſam als den König einer großen Geſellſchaft zu wiſſen. Seine Ruhe, ſein Anſtand, ſeine feinen Allüren und ſein ariſtokratiſches Maintien imponirten den Leuten und machten ihn denſelben intereſſant. Bei Tiſch, auf den Promenaden, im Theater und wo er ſich ſonſt ſehen ließ, war er ſtets von einem kleinen Hofe umgeben. Seine pikanten Einfälle, ſeine geiſtreichen Antworten wurden überall gern gehört und vielfach weiter erzählt. Man erkannte an ihnen nicht nur den gebildeten Mann, den gereiften Menſchen, den klaren Kopf, nein, es ließ ſich daran auch noch mehr, nämlich eine ungewöhnliche geiſtige Ueberlegenheit, eine gewiſſe Großartigkeit und die Verve eines Herzens erkennen, das, wenn auch nicht geradezu unverdorben, ſo doch entſchieden noch mächtiger und ſchöner Impulſe fähig war. Schon ſein Geſicht bekundete das. Es war, wie ſchon geſagt, von der Einwirkung der Zeit nicht verſchont geblieben. Die Stirn zeigte Falten, der Kopf einzelne graue Haare, das Auge eine wohl erkennbare Mattigkeit

und Abgelebtheit. Wohl erhalten und schön dagegen waren die Zähne, der Bart und die Formen des Körpers. De la G.... erschien hoch und schlank gewachsen, hatte breite Schultern, schöne Hände und elegante Füße mit hohem Fußblatte. Eine gewählte, sehr einfache Tracht erhöhte das Männliche seiner Erscheinung, der durch unnöthigen Putz kein Abbruch gethan wurde. Nie sah man eine Brustnadel, einen Ring oder sonst ein unnöthiges Schmuckwerk an ihm. Was er trug, das war gebraucht, aber zu diesem Gebrauch auch so gediegen, geschmackvoll und auserlesen angefertigt, daß es schwer wurde, Etwas zu finden, das würdig gewesen wäre, damit zusammengestellt zu werden. Besonders gewählt zeigte er sich in Handschuhen, Fußwerk, Hüten, Cravatten, Taschentüchern und Wäsche. Sah man ihn am grünen Tische, in Gesellschaft oder bei sich selbst zu Haus, stets war er gleich sauber, elegant und fein. Nahm man dazu sein Benehmen, sein Aussehen und sein ganzes Gehaben, so mußte man sich sagen, daß man einen Mann comme il faut vor sich hatte. Ein ruhiger Ernst und ein trüber Zug, die um Mund und Auge lagerten, gaben ihm außerdem noch einen gewissen interessanten Anstrich, einen Anstrich, der durch eine starke Narbe, welche vom linken Augenknochen bis hoch in die Schläfe hineinreichte, um ein Bedeutendes erhöht wurde. Wie verlautete, hatte er die Wunde in

einem Duelle erhalten, in dem ihm der Gatte einer jungen, schönen und liebenswürdigen Frau gegenüber stand, die er sich geneigt zu machen verstanden. Es hieß, das Duell sei auf Tod und Leben gewesen. Beim ersten Gange hatte de la G.... den Hieb über die Stirn bekommen, beim zweiten war sein Gegner für todt zur Erde gestürzt. Da dies Rencontre in Nizza stattgefunden, und de la G.... selbstverständlich diese Gegend nach diesem Vorfalle in eiliger Flucht verließ, so wurde erzählt, daß er selbst niemals erfahren, ob sein Feind, der ein hoher russischer Officier gewesen, noch am Leben oder damals gestorben sei.

Genaues wußte man über alle diese Sachen übrigens nicht. De la G.... liebte nicht, über seine Vergangenheit zu sprechen. In Allem, was seine eigene Person betraf, war er einsylbig und zurückhaltend. Sehr mittheilsam und ausgiebig dagegen zeigte er sich, wenn es sich um Allgemeineres, das heißt um die Darstellung einer Schlacht, die Schilderung eines Feldlagers, oder um Reisebemerkungen, Soldaten- und Reitergeschichten handelte. Diese Dinge waren ein Feld, in dem er sich unerschöpflich, voller Kenntniß und Geist erwies. Was Wunder darum also, daß seine Gesellschaft überall gesucht und er selbst zum Mittelpunkt aller der Kreise wurde, in denen er sich zu bewegen pflegte.

Unter den Kurgäſten des Bades, in welchem de la G.... zuletzt Bank gehalten, hatte ſich auch ein junger Pole, Graf M...z...ky mit ſeiner reizenden Frau befunden. Anfangs äußerſt ſelten und dann auch nur mäßig an dem Spiele des grünen Tiſches theilnehmend, wurde er nach und nach doch immer wärmer und leidenſchaftlicher darin. Seine Frau mochte ihn warnen und bitten, ſo viel ſie wollte, er konnte zuletzt nicht mehr davon laſſen. Er wurde der Schatten de la G....'s und bald ſein intimſter Freund.

Als der Spieler in jene große deutſche Handelsſtadt ging, von der wir im Eingang unſerer Geſchichte ſprachen, folgte ihm der Graf mit ſeiner Frau dahin nach, ja zog mit ihr ſogar in daſſelbe Hotel, in dem auch de la G.... wohnte.

Anſcheinend nahm der Letztere nicht allzuviel Notiz von der jungen Polin. Er ſprach nur ſelten mit ihr und dies meiſt nur während der Table d'hôte, an der er ihr gegenüber ſaß. Aufmerkſame Beobachter aber wollten doch bemerkt haben, daß er manchmal ſehr lang und anhaltend leidenſchaftliche Blicke auf ſie hinübergleiten ließ. Die zarte, ſchöne Gräfin M...z...ky pflegte dann gewöhnlich zu erröthen und in ein leiſes Zittern zu verfallen, ohne zu wiſſen warum. Sie ſuchte den Grund in ihren ſchwachen Nerven und klagte, daß ſie von dem Brunnen die gewünſchte Wir-

kung nicht gewahren könne. „Du mußt ihn im nächsten Jahre noch einmal gebrauchen," war die gewöhnliche Antwort, die sie von ihrem Gatten darauf erhielt.

Dieser Gatte, der Valeska P....ka ehedem über Alles und fast abgöttisch geliebt hatte, war in letzter Zeit, das heißt, seit das Spiel bei ihm zur Leidenschaft wurde, kalt, unaufmerksam und abweisend gegen sie geworden. Niemals zwar behandelte er sie roh und schlecht, aber von seiner früheren Ergebenheit und Galanterie war auch fast keine Spur mehr vorhanden. Er hatte seine Frau in einige Häuser, die ihm durch Empfehlungen offen standen, eingeführt, und wenn er sie zu den Gesellschaften darin begleitete und daraus wieder abholte, so glaubte er Alles gethan zu haben, was von ihm zu fordern stand. Gewöhnlich befand er sich in der Zwischenzeit auf de la G....'s Zimmer, wo dieser mit noch einigen anderen Herren hohe Hazardspiele trieb. Manchmal, da er oft und viel verlor, versäumte er im Eifer die Zeit, zu der er versprochen seine Gattin aus irgend einer Gesellschaft noch zu Haus zu führen, wo denn die arme Verlassene alsdann glücklich sein mußte, wenn irgend eine Bekannte sie in ihrem Wagen mitnahm.

So waren die Sachen fast schon den ganzen Winter durch gegangen. Zur Zeit, da wir unsere Geschichte aufgreifen, befand man sich im Carneval, der in jenem

Jahre nach längerer Zeit wieder einmal sehr glänzend begangen wurde. Feste folgten sich auf Feste, Bälle auf Bälle.

Da am dreizehnten Januar in den Räumen des Theaters ein großer Kostümball veranstaltet werden sollte, und alle Welt daran nicht allein Theil nahm, sondern sich darauf auch durch Geschmack, Glanz und Reichthum der Anzüge auszeichnen wollte, so darf es als sehr erklärlich gelten, daß an diesem Tage de la G....'s Zimmer leer blieb und nur vom Grafen M...z...ky besucht war. Er hatte in den letzten Tagen nicht unbedeutende Summen gewonnen, glaubte sich demnach also im Glück und zeigte sich verstimmt, daß er sich durch den dazwischenkommenden Ball, wie er meinte, aus dem Zuge gebracht sähe. Als ein Diener auch für de la G.... einen prachtvollen Maskenanzug brachte, und er sah, daß dieser gleichfalls „diese bunte Thorheit," wie er's nannte, mitmachen wollte, verlor er ganz die Laune, und indem er heftig vom Stuhle sprang, rief er: „Also auch Sie gehen auf diesen Mummenschanz? Das hätte ich nicht gedacht."

„Warum nicht?" entgegnete de la G...., indem er prüfend den gebrachten Anzug musterte. „Es ist lächerlich, allein und murrend zu Haus zu sitzen, während die Andern draußen lustig sind. Sie nun vollends, lieber Graf, dürfen auf dem Balle nicht fehlen. Sie

ſind es Ihrer jungen, ſchönen Frau ſchon ſchuldig, darauf zu erſcheinen."

„Valeska geht in der Geſellſchaft der Familie K....l hin," warf der Graf ärgerlich ein. „Mich aber ſoll man durchaus nicht bewegen, die Narrheit mitzumachen; ich bleibe hier."

„Gut!" rief de la G...., „dann hüten Sie das Haus. Wie ich glaube, ſind Sie heute der einzige Einwohner des Hotels, der auf ſeinem Zimmer bleibt. Mich entſchuldigen Sie aber, ich muß Toilette machen."

„Sie haben noch Zeit," erwiederte der junge Pole. „Wir könnten vorher noch einmal die Karte ſchlagen."

„Daß ich ein Narr wäre," lachte der Bankhalter. „Sie ſind mir zu ſehr im Glück. Ich habe nicht Luſt, mich für die Andern Alle mit von Ihnen rupfen zu laſſen."

„Nur des Verſuches wegen eine Taille," entgegnete M...z...ky, indem er die Karten auf den Tiſch warf.

Wie bekannt, hat ein Spieler nie mehr Muth, als wenn er weiß, daß man ſich vor ſeinem Glücke fürchtet. Man kann ſich alſo denken, wie ſehr der Graf darauf brannte, mit de la G.... zu ſpielen, gerade jetzt zu ſpielen. Eine Zeit lang widerſtand der Letztere, endlich aber ſetzte er ſich doch an den Tiſch, zog eine Hand voll Gold hervor und pointirte. Das Glück war in der That zuerſt dem Bankier günſtig. M...z...ky

gewann rasch hintereinander bedeutende Summen. De la G...., durch den Verlust aufgestachelt, vergaß seinen Vorsatz und spielte, nachdem die erste Taille vorüber war, eine zweite. Auch in dieser erklärte sich das Glück für den Grafen. Nun übernahm de la G.... die Bank selber. Nachdem er drei Karten, wie dies erlaubt und von abergläubischen Spielern öfters gethan wird, abgeworfen, schlug er um, und zwar sofort zu seinen Gunsten. In kurzer Zeit war das Verlorene und mehr zurückgewonnen. M...z...ky, der nach und nach immer heftiger wurde, legte eine Hand voll Gold nach der andern auf die zu besetzenden Karten, die mit seltenen Ausnahmen verspielten. Nicht lange, so war all' sein Geld dahin. Als das Letzte von de la G.... eingestrichen wurde, sprang er auf, indem er rief: „Das ist unnatürlich und geht nicht mit rechten Dingen zu!"

„Wollen Sie Ihr Geld wieder haben?" entgegnete de la G...., indem er geringschätzig lächelnd das Gewonnene über den Tisch schob.

M...z...ky, der bei diesen Worten stehen geblieben war, brauste mit Heftigkeit auf, indem er rief: „Was soll das bedeuten, de la G....?"

„Wie es scheint," erwiederte Dieser ruhig, „glauben Sie, daß ich nicht richtig gespielt habe. Bei einem Anderen wäre diese Aeußerung hinreichend, mich zu veranlassen, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Bei Ihnen ist es etwas Anderes. Ich weiß, Sie sagten dies nicht, um mich zu beleidigen, sondern nur um Ihrer üblen Laune Luft zu machen. Wir sind Freunde und ohne Zeugen. Ich weiß, Sie brauchen das Geld. Ich bitte, M...z...ky, nehmen Sie es zurück."

„Geschenkt oder geliehen! Niemals!" rief der Graf mit Heftigkeit, indem er hastig im Zimmer auf und nieder ging. Nach einer kleinen Weile blieb er jedoch vor de la G.... stehen.

„Nichtsdestoweniger," sagte er, „haben Sie Recht. Ich brauche das Geld. Alles oder Nichts. Payons nous à quitte ou double! Rasch, de la G,..., schlagen Sie um!"

„Lassen Sie uns das nicht thun," entgegnete dieser. „Sie haben kein Glück mehr; Sie verlieren."

„Alles oder Nichts!" rief M...z...ky, indem er dem Spieler die Karten hinschob, die dieser, wie es schien, nur mit Widerwillen und Unlust nahm, aber doch nahm. Er mischte, ließ abheben und schlug um. Die Piquesieben war für den Bankier, die Coeurdame für den Pointeur.

„Die Dame wird mich retten!" hauchte der Graf athemlos, während de la G.... ruhig die Karten umschlug und mit Seelenruhe sagte: „Thor, der Sie sind, gegen diese Sieben hält keine Dame! Da," fügte er

bei, indem er die Karte aufwarf, „da iſt die Sieben! Der Bankier hat gewonnen!“

„Und ich bin ruinirt,“ murmelte M...z...ky, in den Stuhl zurückſinkend und das Geſicht mit den Händen bedeckend.

„Vous l'avez voulu, George Dandin!“ ſagte de la G...., ihn mitleidig einen Augenblick betrachtend, dann aber, als wäre Nichts vorgefallen, ſeinem Diener ſchellend. „Hilf mir beim Ankleiden,“ befahl er dieſem, nachdem er eingetreten.

Während dies geſchah, ſaß der Graf ohne ſich zu rühren, ja, ohne nur ein Zeichen des Lebens zu geben. Nicht einmal athmen hörte man ihn. De la G.... fuhr ungenirt und darauf keine Achtſamkeit habend fort, ſich die für den Maskenball beſtimmten Kleider anzulegen. Es war die Tracht eines Neugriechen, die ihn prächtig kleidete. Grade, als es Mitternacht ſchlug, legte er das letzte Stück davon über. Nachdem er ſich in der Pſyche, die neben ſeinem Toilettentiſche ſtand, betrachtet hatte, ſchickte er den Diener fort, und als ob er ſich jetzt erſt wieder des Grafen erinnerte, ging er auf dieſen zu, legte ſeine Hand auf deſſen Schulter und ſagte: „Auf, M...z...ky, kommen Sie mit mir auf den Ball. Das bunte Treiben wird Sie zerſtreuen.“

Der Graf machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Gehen Sie," murmelte er, „ich habe Anderes zu thun."

„Was?" fragte de la G.... „Wollen Sie sich eine Kugel durch den Kopf jagen?" Und da M...z...ky dem nicht widersprach, vielmehr durch sein Schweigen dieser Meinung Recht zu geben schien, fuhr er fort: „Seien Sie nicht närrisch, Graf. Nehmen Sie das Geld. Ich habe nur zum Scherze gespielt."

„Ich aber nicht," entgegnete Dieser.

„Nun denn," sprach der Erstere weiter, „so spielen wir fort. Das Glück wird sich wenden."

„Meine Mittel sind erschöpft. Hörten Sie nicht, daß ich sagte: ich sei ruinirt!" rief der Graf.

„Dann haben Sie Nichts mehr zu verlieren, sondern nur zu gewinnen," sagte de la G...., indem er hierauf einen Augenblick wie nachdenkend stehen blieb, dann die Karten ergriff, für den Bankier eine Vier und für den Pointeur eine Fünf umwarf. „Ich setze Alles, was ich von Ihnen gewonnen, und was ich hier an Gold vor mir habe, auf diese Vier; setzen Sie Ihre Frau auf diese Fünf dagegen."

M...z...ky fuhr wie von einer Natter gestochen in die Höhe und sah de la G.... wüthend an. „Es ist ja nur ein Spiel," warf dieser zweideutig und verlegen lächelnd dazwischen, „die Chance ist für

Sie. Nach der Sieben iſt die Fünfe immer ein Vortheil.“

Der Graf zuckte zuſammen, fuhr ſich mit der Hand über die bleiche Stirn und murmelte einige unverſtändliche Worte. Dann trat er zum Tiſche und ſagte tonlos: „Es gilt!“

De la G.... begann umzuſchlagen. „Das As, die Drei, — der Bube, die Achte, — die Zehne, der König, — der König, das As, — die Zwei, die Sechs, — die Sieben, — die Fünfe!“ rief er, wobei über M...z...ky's Geſicht eine leichte, freudige Röthe zog. „Nein, die Viere,“ verbeſſerte er ſich. — Die Viere hatte gewonnen, und Graf M...z...ky ſeine Frau verloren. Der Unglückliche ſagte Nichts. Er ſtarrte vor ſich hin. Die Röthe war wieder auf ſeinem Geſicht verſchwunden; er bebte. „Dies Spiel war ein Scherz,“ ſagte er endlich mit ſchwerer Zunge, indem er lallend hinzufügte: „Man lieſt wohl in Romanen dergleichen!“

„Sie irren,“ entgegnete de la G.... „Wir wollen es zur Wirklichkeit machen. Ihre Frau iſt mein. Uebergeben Sie mir dieſelbe heut auf dem Balle. Sie mir geneigt zu machen, wird meine Sache ſein. Nehmen Sie ſich dort Geld, ſo viel ſie brauchen; Sie verreiſen; die Scheidung will ich zur Zeit beſorgen, wenn ſie nöthig iſt.“

„Gut,“ entgegnete M...z...ky. „Erwarten Sie

mich, ich will mich umkleiden gehen.“ Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer, in welchem de la G.... nun allein zurückblieb. Nachdem er mehrere Male, ſich die Hände reibend und vor ſich hin lachend, auf und ab gegangen, blieb er plötzlich ſtehen, weil es ihm war, als wenn er Geräuſch im Nebengemache hörte.

Dieſes Nebengemach, das letzte auf dem Corridor mit der Nummer Achtundzwanzig bezeichnet, war, wie er wußte, ſonſt unbewohnt, weil es hieß, daß es nicht ganz in brauchbarem Zuſtande ſei. Gewöhnlich diente es zum Aufbewahren der Tiſchwäſche und ähnlicher Dinge. De la G.... hatte mit Willen das Zimmer daneben gewählt, weil er alsdann ſicher ſein konnte, keinen Nachbar zu bekommen, woran ihm natürlich ſehr viel liegen mußte. Auf der anderen Seite hatte er einen größeren Salon und ein Schlaf- und Bedienten-Zimmer, die ſeine eigene Wohnung ausmachten und ihn vortrefflich von aller und jeder ungewünſchten Zuhörerſchaft trennten. Das Geräuſch im Nebengemach, das ſich noch einmal ganz deutlich vernehmen ließ, verdutzte ihn daher. Er legte ſein Ohr an die Wand, konnte aber Nichts weiter hören. Um ganz ſicher zu ſein, ging er hinaus auf den Corridor und klinkte an der Nebenthür. Sie war aber verſchloſſen, und von Innen blieb Alles ſtill. „Ich habe mich doch

wohl getäuſcht," ſagte er, indem er in ſein Zimmer zurückging. Gleich darauf kam Graf M...z...ky in einem Domino, den er feſt um ſich geſchlagen hielt, als wenn er darunter Etwas verberge. Er ſchien ruhig und gefaßt. „Er wird ſich in ſein Schickſal zu finden wiſſen," dachte de la G...., als ſie die Treppe hinunter gingen. „Die Menſchen ſind erbärmlich, und Dieſer macht keine Ausnahme." Als ſie in der Vorhalle unten angekommen waren, rief de la G.... einen Kellner bei Seite. „Iſt Jemand auf Nummer achtundzwanzig?" fragte er.

„Ja," entgegnete der Gefragte, „ein Herr, der während der Table-d'hôte in ſeinem eigenen Wagen ankam, durchaus nicht weiter wollte und mit dem ſchlechteſten Zimmer zufrieden zu ſein verſprach. Wie es heißt, ſieht er ſehr elend aus. Er ſoll ſich gleich zu Bette gelegt haben."

„Wie nennt er ſich?" fragte de la G.... ärgerlich weiter.

„Das kann ich nicht ſagen," erwiederte der Kellner; „er wolle ſich morgen in's Fremdenbuch einſchreiben, erklärte er."

„Gut, aber wie ſieht er aus?" fuhr de la G.... verhörend fort.

„Auch dies bin ich außer Stande Ihnen mitzutheilen," entſchuldigte ſich der auf ſo ſtrenge Weiſe Ausge-

fragte. „Nur der Portier und der Lohndiener haben den Fremden gesehen.“

De la G.... stampfte mit dem Fuße, da er aber sah, daß M...z...ky bereits ungeduldig wurde und im Augenblick auch in der Angelegenheit sich doch Nichts thun ließ, so wandte er sich dem Wagen zu, setzte sich mit dem Grafen hinein und fuhr nach der Maskerade, die man sich beeilen mußte zu erreichen, wenn man nicht gerade zu ihrer Beendigung ankommen wollte.

Als de la G.... und M...z...ky in die Säle traten, hatte das eigentliche Maskenfest bereits aufgehört. Die Intriguen, Scherze und Neckereien waren schon abgethan, wie die meisten Larven. Die Speisesäle hatten sich gefüllt, während die Reihen der tanzenden Paare dagegen schon licht geworden waren. Die beiden Spätkömmlinge behielten ihre schwarzen Seidenmasken vor dem Gesicht. Sie suchten die K.....l'sche Familie und die Gräfin M...z...ky. Endlich fand man die Ersteren an einem Tische in der großen Prosceniumsloge und erfuhr von ihr, daß die Letztere mit einem Verwandten derselben, dem reichen Gutsbesitzer T....., in den Saal hinabgegangen sei, um noch eine eben begonnene Redowa zu tanzen.

Der Graf und de la G.... drängten sich nun durch

die Menge zurück in den Saal, wo sie nach einigem Suchen die Gräfin glücklich entdeckten. Nachdem der Tanz zu Ende war, näherte sich ihr M...z...ky und bot ihr, nachdem er sich ihr zu erkennen gegeben, den Arm. „Lassen Sie mich den Ritter der Gräfin sein," sagte de la G...., „besorgen Sie das Souper; wir wollen ein Glas Champagner trinken."

M...z...ky war eben im Begriff, den Arm seiner Dame in den seines Begleiters zu legen, als dieser plötzlich unsanft von einer schwarzen Maske an der Schulter berührt und mit einem deutlich zu vernehmenden Schurken angeredet wurde.

De la G.... riß seine Maske vom Gesicht und sagte ruhig: „Gute Maske, Du verkennst mich; ich gehöre nicht zu Deiner Bekanntschaft."

„Mit oder ohne Larve," entgegnete der Fremde, jeder andern Wendung ausweichend, „gleichviel, de la G...., Du bist ein Schurke!"

Der Beleidigte ließ den schon ergriffenen Arm seiner Dame los und stürmte auf den Fremden ein. Er wollte ihm die Maske vom Gesicht reißen, allein Dieser, diese Absicht erkennend, hielt seinen Arm und sagte: „Ich demaskire mich nicht. Aber ich stehe zu jeder Genugthuung bereit." De la G...., dem beim Klang der Stimme ein leiser Schrecken durch die Glieder zu

fahren ſchien, ſchwieg eine Weile, dann ſagte er: „Gut, Graf M...z...ky wird mein Zeuge ſein; ſtellen Sie den Ihrigen.“

„Ich bin ohne Bekanntſchaften,“ entgegnete hierauf der Fremde, „nennen Sie mir einen ehrenwerthen Herrn aus dieſer Umgebung, ich will mich ihm entdecken und ihn zum Secundanten wählen.“

De la G...., der ſich im Kreiſe umſah, nannte einen Herrn von W....de, der früher Officier, jetzt als Schriftſteller lebte. Nachdem dieſer hervorgetreten, ging der Fremde auf ihn zu, ſprach mit ihm einige Augenblicke leiſe und zeigte ihm auch verſchiedene Papiere. Gleich darauf kam Herr von W....de zu de la G.... zurück, indem er ſagte: „Sie dürfen ſich mit dieſem Herrn ſchlagen; ich bürge mit meiner Ehre für ihn.“ — „Das genügt!“ entgegnete de la G...., „laſſen Sie uns gehen.“

Darauf verließen de la G...., Graf M...z...ky, der ſeine zitternde Frau dem Gutsbeſitzer T... anvertraute, Herr von W....de und der Fremde den Saal, in welchem während deſſen die Muſik ununterbrochen fortgeſpielt hatte. Selbſt der Tanz war nicht unterbrochen worden.

Nachdem man in der Vorhalle des Theaters über die Zeit und den Platz des Rendezvous einig geworden war, warfen ſich die verſchiedenen Parteien in zwei

herbeigerufene Wagen. De la G.... und Graf M...z...ky fuhren nach einem Arzte; Herr von W....de und der Fremde nach Piſtolen. Eine Stunde darauf traf mán ſich in einem Gehölze hinter der M...luſt. Es war gegen ſieben Uhr des Morgens und noch ziemlich finſter. Erſt nach und nach wurde es hell. Der Winter war nicht ſtreng und das Wetter mild. Kein Schnee bedeckte die Erde; das verwelkte Gras war feucht vom Nachtthau und ſetzte erſt jetzt in der frühen Morgenkälte weißen Reif an, welcher die Bäume ſchon früher bedeckte.

De la G.... zeigte ſich ernſt, aber feſt; die Maske ſchien ruhig und ſicher. Nachdem die Diſtance ausgemeſſen war, traten ſich die Gegner gegenüber; auch die Secundanten nahmen ihre Plätze ein. Da man einen Dritten in der Eile nicht hatte finden können, ſo mußte der Arzt, ein junger Mann, der noch nicht lange von der Univerſität zurück war, den Unparteiiſchen abgeben. De la G....'s erſte Kugel fehlte; auch die des Fremden ſtreifte nur den Hals des Gegners. Beim zweiten Gange zeigte ſich dieſer nicht glücklicher. Die Kugel ging dem Fremden durch den Hutrand. Als dieſer nun auf's Neue die Piſtole hob, zielte er lange und genau. Alles war ſtill; man konnte die Herzen ſchlagen hören. Als der Schuß losging, flog krächzend eine Krähe auf. De la G.... aber ſtürzte

zusammen. Die Kugel hatte seine linke Brust durchbohrt. Der Arzt und die Secundanten stürzten herzu, mußten sich aber bald überzeugen, daß alle Rettungsversuche vergebens sein würden. Das Blut quoll heiß und tief aus der Brust hervor, ein leises Zucken durchlief den ausgestreckten Körper. Die Augen waren geschlossen. Als der Verwundete sie nach etwa drei Minuten öffnete, sah er sich, wie auf das Vorgefallene besinnend, im Kreise um, seufzte und sagte: „Ich bin am Ende!" Darnach machte er eine Bewegung nach dem Fremden hin, der sich ihm unterdessen genähert hatte. „Lassen Sie uns einen Augenblick, meine Herren," sagte Dieser; „ich habe mit dem Sterbenden noch ein Paar Worte zu reden." Sobald der Arzt und die beiden Secundanten zurückgetreten waren, kniete der Mann mit der Maske zu de la G.... nieder und sprach einige Worte leise mit ihm. Als er sich erhob, war der am Boden Liegende todt. Die Uhren in der Stadt schlugen acht.

„Nehmen Sie meinen Dank, meine Herren," wandte sich der Fremde nun noch einmal an die wieder Herzutretenden, „für Alles, was Sie in dieser Sache gethan und noch thun werden. Haben Sie die Güte, für ein anständiges Begräbniß des Gebliebenen zu sorgen. Mir erlauben Sie wohl, mich zu entfernen. Adieu!" Mit diesen Worten drückte er Herrn von

W....de die Hand, ſchwang ſich in den einen der wartenden Wagen und fuhr davon.

Nie hat man erfahren, wer er war. Nur das ſteht feſt, daß er der Fremde aus dem Hotel „Zum Rheine" geweſen. Herr von W....de ſprach nie über dieſe Geſchichte, Graf M...z...ky aber, der an de la G....'s Statt in der nächſten Saiſon die Bank des Badeortes bei F..... übernahm, erzählte, daß, wenn der räthſelhafte Gaſt des Hotels „Zum Rhein" ſeinen Vorgänger nicht erſchoſſen, ohne Zweifel er es gethan haben würde. „Ich hatte die Piſtole unter dem Domino," ſagte er, „die beſtimmt war, ihm und mir den Kopf zu zerſchmettern. Die Fügung des Schickſals hat es anders gewollt. Ich bin es zufrieden."

Die Bettlerin an der Rialtobrücke

oder

Venetianiſche Juſtiz.

Im Jahre 1716, da Giovanni Cornaro Doge von Venedig war, hielten sich zwei junge französische Edelleute, der Fürst Jules von Craon und sein Freund Jean d'Aubigny, längere Zeit daselbst zu ihrem Vergnügen auf. Sie hatten gemeinschaftlich ganz Italien bereist und hier Station gemacht, einmal um sich von ihren Reisestrapazen zu erholen, dann aber auch um das eigenthümliche und seltsame Leben der Sankt Markus-Republik etwas näher kennen zu lernen. Die bizarren Kostüme, die Pantomimen, die die Volksüberlieferungen verewigten und den satyrischen Nationalgeist erhielten, die Theater, das Spiel, die Ungebundenheit der Erlustigungen und der schwere und geheimnißvolle Ernst, der in furchtbarer Schwüle verhängnißvoll und dräuend über dem Allen ausgebreitet lag, zog die Fremden allgemein und darunter auch besonders unsere beiden Franzosen an, denen diese Hauptstadt ebenso wohl durch den Charakter ihrer Bevölkerung als durch

die Art und Weise, wie dieselbe regiert und im Zaum gehalten wurde, höchst merkwürdig erschien. Trotz der Menschenüberfüllung und der allgemeinen Lustigkeit, die in Venedig herrschte, mußte diese Stadt ihnen doch für eine stille und traurige gelten. Kein Grün erfreute das Auge, kein Geräusch begleitete die Bewegung. Tausende gleichförmiger Gondeln, stets mit schwarzer Draperie bekleidet, durchkreuzten lautlos die Kanäle. Nur wo ein Gondolier müssig wartend in seinem Fahrzeuge saß, kürzte er sich durch Tasso's Ottaven die langsamen Stunden der Nacht und unterbrach die Stille der Lagunen. Einsam mitten in dieser volkreichen Stadt sang er, gleichsam um sich die Furcht zu vertreiben. Der ruhig blaue Himmel, der Schatten der hohen Marmorpaläste, der sich, vom Mondschein hervorgerufen, weit über die plätschernden Gewässer hinstreckte, das ferne Brausen der Meereswogen, die stumme Bewegung jener schwarzen Gondeln, die gespenstisch an ihm vorüberirrten, verliehen seiner Melodie einen ganz besonderen Zauber, einen Zauber, der noch erhöht wurde, wenn seine Stimme einen andern seiner Herrschaft wartenden oder mit leerer Gondel zum Strande fahrenden Gondolier erreichte, und ihm dieser nun mit der folgenden Strophe antwortete. Der Gesang und die Verse brachten zwei Menschen in Contakt, die einander vielleicht völlig unbekannt waren, und auf

dem ruhigen Spiegel dieſer Kanäle ward auf ſolche Weiſe von tauſend Stimmen, ohne daß ſie es ſelbſt wußten, der Nationaldichter anerkannt, deſſen Rinaldo, Tankred, Herminie ſie ſangen*).

Dies aber geſchah, wie geſagt, nur wenn die Gondeln leer oder von Fremden beſetzt waren, die dieſen Geſang geradezu zu hören verlangt hatten. Vor den eigentlichen Venetianern verſtummten ſelbſt dieſe Lieder. Schweigſam, geräuſchlos und ſtill glitten die Fahrzeuge mit ihnen durch die Lagunen dahin. Gewöhnlich waren auch alle Vorhänge daran niedergelaſſen, und wo ſich ja einmal die Gardinen lüfteten und ein Menſchenhaupt ſichtbar wurde, da konnte man gewiß überzeugt ſein, daß es mit einer ſchwarzen Maske bedeckt war.

Die Maske war zu Venedig allgemein Gebrauch und zugleich eine nothwendige Entſchädigung für die allzu fühlbare Ungleichheit, die unter den verſchiedenen Klaſſen der Bevölkerung beſtand. Sie galt gewiſſermaßen für geheiligt und durfte als ein bei weitem ſicherer Schutz als Name, Alter und perſönliches Anſehen erſcheinen. Die Beleidigung einer Maske wurde ſtrenger beſtraft, als wenn ſie gegen eine Perſon mit unbedecktem Geſicht begangen worden wäre. Unter

*) Daru: Geſchichte der Republik Venedigs.

der Maske war Jedermann gleich und unverletzlich. Eine Polizei, die sonst Nichts schonte, gab sich wenigstens den Anschein, eine burleske Kleidung zu respektiren. Selbst ein Geheimniß, wie die ganze Regierung, bemühte sich alle Welt, ihr wiederum ein Geheimniß entgegenzusetzen. Gewohnheiten, Geschäfte, Lustbarkeiten, Alles war mysteriös, und diese beständige Sorgfalt, sagt Daru, mit der man sein Leben zu verbergen oder zu umschleiern versuchte, verrieth nur zu deutlich, daß das wesentliche Hilfsmittel der Regierung die Furcht war.

Die Furcht, der panische Schrecken gehörten gewissermaßen zur Tagesordnung Venedigs, und wie ein Pariser Vorstadttheater seine Zuschauer vorzugsweise durch gewaltsame Coups und überraschende Effekte zu fesseln unternimmt, so liebte es der große Rath der Zehn, die höchste Staatsbehörde der Republik, die Venetianer durch schnelle Akte und blutige Exekutionen in der Nacht daran zu erinnern, das ein wachsames Tribunal über die Schritte und Thaten seiner geringsten wie seiner höchsten Unterthanen wache. Noch immer sprach man mit einigem Schauder z. B. zu jener Zeit vom 13. Mai 1618, wo man in Folge der sogenannten großen Verschwörung der Spanier bei Tagesanbruch mehrere unbekannte Männer an den Galgen des Markusplatzes aufgehängt und die gewis-

sen Spuren fand, daß viele, viele Menschen in den Kanälen ertränkt worden waren, ohne daß eine Bekanntmachung oder eine öffentliche Verurtheilung von diesen Hinrichtungen irgend eine Erklärung gegeben hätte. Bange Angst und bleiche Besorgniß herrschten damals in ganz Venedig; aber der Rath der Zehn beobachtete das tiefste, unverbrüchlichste Schweigen und that, als wenn gar Nichts vorgefallen wäre. Nachdem er die (wenigstens vermeintliche) Gefahr (die ganze Angelegenheit ist historisch niemals aufgeklärt worden) aus dem Wege geräumt, ließ er es sich keineswegs angelegen sein, die Neugierde zu befriedigen oder dem Volk eine Beruhigung zu verschaffen. Unerforschlich und stumm, seiner Macht gewiß, verschmähte er es, eine Erklärung so vieler Hinrichtungen zu geben, und überließ es der Einbildungskraft, sich die fabelhaftesten Ursachen derselben auszudenken.

Um in dieser Weise regieren zu können, bedurfte man natürlich der Spione, für welche das Gouvernement nach einer angestellten Berechnung jährlich zweihunderttausend Dukaten verausgabte. Diejenigen, die man zu diesem verächtlichen Geschäfte benutzte, waren Leute jedes Gewerbes, Bürger, Nobili aller Klassen, Juden, Mönche, Ausländer, die man aus ihrer Heimath kommen ließ, damit sie die Geheimnisse des Geschäftsträgers ihrer Nation auskundschaften und verra-

then ſollten, und Menſchen, die, der Juſtiz verfallen, nur auf dieſe Dienſte hin einen zeitweiligen Freipaß bekamen. Geld, Befreiung von Abgaben, Aemter, Ehrenſtellen, Strafloſigkeit für begangene Verbrechen und andere Begünſtigungen waren der gewöhnliche Lohn für die Angeberei.

Derſelben beſonders unterworfen waren die fremden Geſandten, deren Dienerſchaft, Hausgenoſſen, ja ſogar Freunde man zu beſtechen ſuchte. Kein venetianiſcher Nobile durfte mittelbar oder unmittelbar mit einem fremden Botſchafter in Verbindung ſtehen, wenn er nicht ſein Leben auf's Spiel ſetzen wollte. Dies war keineswegs eine leere Drohung. Der Abbé de Saint Real erzählt, daß im Jahre 1755 der Graf von Capucefalo, ehemaliger Gouverneur in Zante, auf Befehl der Staatsinquiſitoren hingerichtet wurde, weil man ihn in Verdacht hatte, mit dem öſterreichiſchen Chargé d'affaires intimen Umgang gehabt zu haben. Als dieſer Geſandte, von Roſenberg, im nächſten Jahre ein vertrautes Verhältniß mit einer vornehmen Dame angeknüpft hatte, erhielt die Letztere die Weiſung, daß, wenn ſie ſeinen Beſuch noch einmal annähme, ſie zwei Stunden darauf erdroſſelt ſein würde.

Von dieſer Drohung erſchreckt, hatte die Begünſtigte jenes Cavaliers nichts Eiligeres zu thun, als die Lagunenſtadt auf der Stelle zu verlaſſen und nach

Paris zu gehen, wo sie auf alle ihr nachgesendeten Briefe Rosenberg's ein Stillschweigen beobachtete, das der Verliebte sich nicht zu erklären vermochte, und durch welches er fast bis zur Verzweiflung getrieben wurde.

Der unschuldigste Umgang, schreibt Daru, der eine Hinneigung zu gewissen mißliebigen Ideen voraussetzen ließ, genügte, um eine unglaubliche Strenge zu motiviren. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ging ein Patrizier aus dem Hause Tiepolo seiner Gesundheit wegen auf Reisen. Er erhielt Urlaub, besuchte die Schweiz, hatte dort einigen Umgang mit Rousseau, stattete Voltaire einen Besuch in Ferney ab und vergaß zwei Jahre hindurch im Auslande, daß er ein Bürger der Republik Venedig war. Als er im Begriffe stand, dorthin zurückzukehren, ließ ihm die Staatsinquisition anzeigen, daß ein venetianischer Nobile, der so lange von seinem Vaterlande fern zu bleiben vermöchte, nicht in dasselbe zurückzukehren verdiente, und daß er vom Gebiete der Republik, bei Gefahr den Kopf zu verlieren, verbannt sei.

Daß für gewisse Fälle ein von räthselhafter Hand geführter Dolchstoß oder die Anwendung von Gift officiell anempfohlen waren, steht unzweifelhaft fest. Viele der Regierung Verdächtige fand man plötzlich ermordet, ohne daß je eine Untersuchung angestellt wurde, durch wen das geschehen. Der englische Rei-

sende Burnet berichtet, daß es zu Venedig einen eigens angestellten und besoldeten Vergifter gegeben, der im Dienste der Inquisition Diejenigen insgeheim aus der Welt schaffen mußte, deren öffentliche Hinrichtung zu viel Aufsehen erregt hätte.

Alle diese Dinge, die ziemlich bekannt und auch unsern beiden Reisenden kein Geheimniß waren, gaben dem Aufenthalte derselben in der wunderbaren und fabelhaften Stadt nur einen um so höheren Reiz. Sie durchschifften die Lagunen, flanirten unter den Säulenhallen des St. Markusplatzes, dem sogenannten Broglio, besuchten die öffentlichen Vergnügungsorte und darunter auch jene Spielsäle, wo ein Senator in Amtstracht und großer Perrücke sich an einen Tisch setzte, den maskirte Personen umringten, und da so gravitätisch die Bank hielt, wie er einem feierlichen Tribunal präsidirt haben würde.

Eines Abends aus einem solchen Lokale nach ihrer Wohnung zurückkehrend, bot sich ihnen am Fuß der großen Rialtobrücke ein räthselhaft sonderbares Schauspiel dar, dessen sie zum ersten Mal ansichtig wurden. Sie fanden nämlich dort in der Dunkelheit vor einem Bettlerteller, neben dem ein Paar Handlaternen brannten, eine wie es schien hohe, schlanke und jugendliche Frauengestalt sitzen, deren Gesicht mit einer Sammetlarve bedeckt war, und welche in seltsamem Contrast zu

ihrem Gewerbe mit einem jener schwarzseidenen Ueberwürfe bekleidet war, wie sie nur den Frauen und Töchtern der Nobili zu tragen gestattet waren.

Von dieser Wahrnehmung und dem ganzen eigenthümlichen Anblick der Scene gefesselt, blieben die Freunde stehen, indem sie, leise mit einander redend, sich gegenseitig ihre Verwunderung über den Auftritt zu erkennen gaben. Besonders war es Jean d'Aubigny, der sich davon betroffen zeigte. „Sieh' die Feinheit des vorgestreckten Fußes, die Zartheit der Hand, die edlen Formen des Kopfes," sagte er. „Das kann keine gewöhnliche Bettlerin, keine Bewohnerin vom Quartier St. Barnabas (des Armen-Viertels) sein. Auch pflegen doch anderswo Diejenigen, welche sich in die Lage versetzt sehen, daß Mitleid Vorübergehender anzusprechen, nicht seidene Mantillen für diesen Zweck anzulegen. Das muß also hier eine ganz besondere Bewandtniß haben. Aber welche?"

So fragend und wohl wissend, daß der Fürst von Craon ihm darüber keine Auskunft zu geben im Stande sein würde, sah er sich forschend nach allen Seiten um, ob er vielleicht nicht Jemanden erblicken könnte, der seiner Neugierde Befriedigung zu gewähren vermöchte, denn diese bei der seltsamen weiblichen Erscheinung, die sich seinen eigenen und den Blicken seines Freundes darbot, selbst zu suchen, verbot ihm ein Gefühl jener

feinen Rückſicht und Galanterie, welches ſeiner Nation gegen Frauen vor Allem eigen zu ſein pflegt.

Nachdem er eine Weile ſeine Sehkraft vergebens angeſtrengt, gewahrte er am Ende doch auf der Brücke eine in einen Mantel gehüllte männliche Geſtalt, die, an einen Pfeiler des Brückengeländers gelehnt, auf irgend Jemanden zu warten ſchien. Unter anderen Umſtänden hätte Jean d'Aubigny, in der Erinnerung an die vielen blutigen Mordthaten, die in Venedig aus Raubſucht oder aus Mißverſtändniß oft auch an ganz Unſchuldigen verübt wurden, ſich wohl gehütet, dieſem Vermummten in den Weg zu treten, aber in dem Moment der Aufregung und frappirt von der ſeltſamen Nachterſcheinung vergaß er alle Vorſicht ſo weit, daß er ſich von dem Arme ſeines Kameraden losmachend auf Jenen zuging und ihn um die Auskunft erſuchte, die er ſo ſehr zu haben wünſchte.

Als der ihm nacheilende Jules von Craon ihn bei dem Verhüllten auf der Brücke einholte, hörte er dieſen ziemlich kurz und verdrießlich die Mittheilung machen, daß der ſeidene Mantel der Bettlerin andeute, daß ſie der Familie eines Patriziers angehöre. „Nur Frauen dieſer Klaſſe," ſagte er, „beſitzen das Privilegium, im Fall der Verarmung Gaben im ſeidenen Mantel einzuſammeln."

Für dieſe Auseinanderſetzung dankend, ergriff Jean

d'Aubigny auf's Neue den Arm seines Freundes und zog ihn gegen die Bettlerin hin, die unbeweglich wie ein Marmorbild sitzen geblieben war. Als die Freunde sich ihr näherten, bemerkten sie trotz der spärlichen Laternenbeleuchtung ein feingeformtes Untergesicht und einen von der Maske nicht ganz verdeckten reizenden Mund. Die Augen, welche zu Boden geschlagen und aus diesem Grunde beinahe vollständig von dichten, langen, seidenen Wimpern verdeckt waren, schienen dennoch einen wunderbaren Glanz auszustrahlen und groß und dunkel zu sein.

Da man, während man diese Einzelheiten, so gut es ging, musterte, der Almosensuchenden ziemlich nahe gekommen, griff der Fürst von Craon in die Tasche, um ein Geldstück auf den Teller niederzuwerfen. Aber Jean d'Aubigny, der das inne wurde, hinderte ihn daran, indem er ihm die Bitte zuflüsterte, ihm für dies Mal die Austheilung einer Spende allein überlassen zu wollen. Gleich darauf ließ er leise, im Vorübergehen bei der Bittenden sich zum Teller niederbeugend, drei Dukaten in denselben hineingleiten. Als die Bettlerin das blinkende Gold gewahrte, erröthete sie, wie man trotz der Larve wahrzunehmen vermochte, und ihre Augen ein wenig in die Höhe richtend, warf sie dem freigebigen Franzosen einen Blick voll so innigen Dankes und warmer Erkenntlichkeit zu, daß dieser, wie

geblendet davon, ſtehen blieb und nicht ohne große Anſtrengung von ſeinem Freunde weiter gedrängt werden konnte. Kaum aber, daß auf dieſe Weiſe hundert Schritte gemacht worden, ſo hielt Jean d'Aubigny plötzlich an, und dem Fürſten von Craon um den Hals fallend, erſuchte er ihn unter einem Strom heftig ausgeſtoßener Worte an Ort und Stelle zu bleiben und zu warten, bis die Bettlerin ſich erheben und man ſehen würde, wohin ſie käme.

„Ich kann Dir nicht ſagen, theurer Freund," rief er aus, „welch' einen mächtigen Eindruck dieſe abenteuerliche Erſcheinung auf mich gemacht! Das dunkle Auge, der feurige Blick dieſer verhüllten maskirten Geſtalt, die mit ihrem myſteriöſen Unglück ſo ſympathetiſch zum Herzen ſpricht, hat auf einmal die lebhafteſten Empfindungen in meinem Innern aufgeregt. Es zieht und drängt mich ein mir ganz unbekanntes Etwas mit magiſcher Gewalt ſo zwingend zu ihr hin, daß mir iſt, als wär' ich in ihr dem Schickſal meines Lebens begegnet!"

„Sei nicht närriſch," entgegnete ſein ruhiger Begleiter, indem er ihn am Arme ſchüttelte, wie wenn er ihn aus einem Traume erwecken wollte. „Dieſe Bettlerin iſt ohne Zweifel eine ganz gewöhnliche Perſon, die Nichts, als Etwas von jener Raffinirtheit hat, welche den Südländern ſo eigen iſt und ſie auch der

trivialſten Miſère den tragiſchen Faltenwurf eines großen Mißgeſchickes ſo geſchickt über die Schultern werfen läßt, daß der Fremde, betroffen davon gemacht, zum aufopferndſten Beileid hingeriſſen wird. — Thu' mir den Gefallen," fügte er bei, „und laſſ' Dich nicht gar ſo leicht täuſchen. Genug, daß Du Deine drei Dukaten weggeworfen haſt; laſſ' Dich nun nicht noch obendrein um Deine Ruhe bringen."

„Du haſt den Adel ihres Weſens," ſagte Jean d'Aubigny, „den rührenden Dank und die ſtolze Beſchämung nicht geſehen, welche in dem Blick des Auges und den Mienen dieſer Unglücklichen ausgeprägt waren, als ſie meine Gabe erblickte, ſonſt würdeſt Du anders und weniger lieblos über ſie urtheilen. Sie iſt kein gewöhnliches Frauenzimmer, glaube mir. Es iſt ein Inſtinkt, ein Gefühl in mir . . . .

„Extaſe! Extaſe!" fiel ihm Jules de Craon in die Rede.

„Nun gut," fuhr Jean in verändertem Tone fort, „nun gut, mein Freund, ſo ſei es denn. Zucke die Achſeln und belächle mich, aber laſſ' mich. Ich muß wiſſen, wo dieſe Bettlerin wohnt, und wer ſie iſt. Ich will hier warten und harren, bis ſie ihren Platz an der Brücke aufgiebt, und dann ſehen, wo ſie bleibt. Geh' Du indeß die Ruhe ſuchen, deren Du ſo ſehr zu bedürfen ſcheinſt."

„Bah!“ erwiederte Jules, „so war es nicht gemeint, mein Freund,“ und sich den Mantel, den er über die Schultern geworfen trug, enger um den Leib schlagend, lehnte er sich an eine der Säulen, die hier am Quai entlang stehen, ein munteres Chanson leise vor sich hinsummend. Während dessen ging Jean in fiebernder Aufregung auf und nieder, in gespannter Erwartung nach der Stelle sehend, wo noch immer und unbeweglich wie früher die Bettlerin mit ihrem vor sie hingestellten Teller saß.

Es war spät zur Nacht, bereits gegen den Morgen hin, und aus diesem Grunde hatten sich nur noch sehr vereinzelte und wenige Menschen auf der Brücke gezeigt, von denen die Meisten überdem, wahrscheinlich weil ihnen die daran befindliche Erscheinung nichts Neues war, sich eilig und ohne ihr irgend eine Aufmerksamkeit zu schenken an ihr vorüberbegaben. Zuletzt wurde es ganz still, und nur dann und wann erscholl in der Ferne noch der Tritt eines Fußgängers oder in den Lagunen das Geräusch eines Ruderschlages. Endlich wurde es auf eine Weile ganz still, und nun erhob sich auch die Bettlerin, raffte ihre eingesammelten Spenden zusammen, löschte die eine Laterne und begann mit der andern sich vorzuleuchten. Als sie in die Nähe der auf sie Harrenden kam, gewahrten diese, daß sie nicht allein, sondern in Gesellschaft eines Mannes ging, in dem sehr

bald jener Vermummte auf der Brücke erkannt war, welcher Jean d'Aubigny die kurze und ziemlich verdroſſene Auskunft gegeben. Vorſichtig folgte man nun dem Paare, das am Quai entlang den Rialto hinabſchritt und dort bald in eine enge und dunkle Seitengaſſe einbog, wo man es nur allzubald in ein Haus verſchwinden ſah, das ſich mit Beſtimmtheit nicht mehr herauserkennen ließ. Nachdem unſere beiden Freunde die Häuſerreihe dieſes Gäßchens ein paar Mal vergeblich ſuchend auf- und niedergegangen, verfügten denn auch ſie ſich abgemattet und fröſtelnd von der friſchen, vom Meere herwehenden Morgenluft angefächelt, nach ihrer am Markusplatz gelegenen Wohnung.

Jules de Craon fühlte ſich nur abgeſpannt und müde und verfiel auf ſeinem Lager bald in einen ſehr feſten Schlaf, während Jean d'Aubigny, von der ſeltſamen Begegnung und der verfehlten Verfolgung derſelben erhitzt, ſich in wilden Vorſtellungen und Phantaſieen auf ſeinem Bett unruhig her- und hinwälzte. Der Morgen dämmerte bereits, als er anfing die Augen zu ſchließen.

Spät am Tage erwachend, brachte er die Zeit in einem ihm ſelbſt einigermaßen verwunderlichen Zuſtande hin. Es war ihm manchmal eigenthümlich glücklich zu Muth, ſo, als ob irgend ein Heil verkündendes Geſtirn über ſeinem Leben aufgegangen, und

gleich darauf fühlte er sich von einer Niedergeschlagenheit und Trauer erfaßt, daß er allen seinen Muth und seine ganze Standhaftigkeit zusammen zu raffen hatte, um nicht die bittersten Thränen zu vergießen.

Jules de Craon schüttelte den Kopf und suchte vergebens der Sache eine lustige Wendung zu geben, Jean d'Aubigny blieb durchaus dabei, jene abenteuerliche Begegnung so ernst als möglich zu nehmen. Allem Abreden seines Freundes zuwider, versäumte er zunächst nicht, sich am folgenden Abend wieder an die Rialtobrücke zu begeben, an der er in der vorhergehenden Nacht die Bettlerin mit ihrer Seiden-Mantille und ihrer schwarzen Sammet-Maske vor dem Gesicht gefunden hatte. Aber so oft er hier auch vorüberging und so viel er auch das Gäßchen durchmusterte, in dem sie seinen Blicken verschwunden war, nirgends zeigte sich auch nur die mindeste Spur von ihr.

„Du hast sehr unbesonnen und voreilig gehandelt," sagte der Fürst von Craon, „indem Du der verschämten Armen gleich drei Dukaten auf einmal gabst. Sie ist zu klug, um nicht einzusehen, daß Du das nicht jeden Abend wiederholen kannst, ohne Deiner Börse eine allzu auffallende Lücke zu verursachen. Hättest Du ihr weniger gegeben, so würde sie ohne Zweifel mit mehr Zuversicht auf Dein Mitleid spekulirt, und Du den Vortheil haben, sie häufiger zu sehen."

„Wenn ich doch von Allem in der Welt so fest überzeugt wäre, wie davon, daß Du dieser Unglücklichen Unrecht thust!“ rief d'Aubigny. „Die große Sympathie, die ich für sie empfinde, muß, wie mir mein Herz sagt, auch in ihr einige für mich erweckt haben. Es giebt in mir eine geheimnißvolle Regung, die mich unablässig einer gewissen Theilnahme von ihrer Seite, einer Art von Seelen-Verwandtschaft, die zwischen uns besteht, versichert. O glaube mir, wie ich mich nach ihr sehne, so sehnt sie sich nach mir, und es ist ohne allen Zweifel nur ein äußerliches zwängendes Hinderniß, was sie abhält, meine Wege zu kreuzen. Entweder ist sie krank, oder es hält sie jener dunkle Mann zurück, der sich in ihrer Nähe befand, und welcher sie unheimlich zu bewachen scheint.“

„Du warst von jeher ein Schwärmer und Phantast,“ warf Jules de Craon hier ein, der eben den schönen Rausch der Jugend, die weiche Empfänglichkeit und die lebhafte Vorstellungskraft an seinem jüngeren Freunde so überaus liebte und sich in warmer Hingebung für ihn nur stets berufen fühlte, ihn damit dann und wann nicht ganz aus den Kreisen der Wirklichkeit hinausschweifen zu lassen. „Du bist ein Dichter,“ fuhr er fort, „der, weil er weder den Muth noch die Gewohnheit gewonnen hat, Verse zu machen, seine poetischen Intensionen und Begeisterungen nun an die gewöhn-

lichſten Vorkommenheiten des Tages verſchwendet. Dein Erlebniß mit dieſer abenteuerlichen Bettlerin an der Rialtobrücke, das einen Andern kaum berührt haben würde, hat Dich zu Improviſationen veranlaßt, die einem epiſchen oder lyriſchen Gedichte zum Schmucke gereichen müßten, dem praktiſchen Leben ſelbſt aber nur wie eine empfindſame Thorheit ſtehen. Lerne Balladen, Romanzen, Sonette machen," ſchloß der Reiſegefährte ſeine Epiſtel, „dann wirſt Du," ſetzte er hinzu, „Dir Namen und Ruhm und nebenbei eine größere Klarheit in den Beziehungen zur realen Welt verſchaffen."

Jean d'Aubigny, der das Alles geduldig anhörte und ſich im Stillen auch wohl getroffen fühlen mochte, konnte trotz deſſen doch nicht einen ſo hohen Grad von Entſchloſſenheit gewinnen, um dem Rathſchlage ſeines älteren und geſetzteren Kameraden Folge zu leiſten. Statt ſeine Empfindungen in irgend einem Poem ausſtrömen zu laſſen, webte er ſich nur immer feſter und tiefer darin ein, ſo daß ihm nach und nach Zeit, Ort und Umgebung wie in einem Nebel verſchwammen, in welchem als Mittelpunkt immer nur jene Bettlerin an der Rialtobrücke erſchien, die aufzuſuchen und wiederzufinden der Drang in ſeinem Herzen ein täglich zunehmenderer und ſtärkerer wurde. Wo er ging und ſtand, dachte er an ſie, träumte und dichtete er von ihr, und

je mehr die Hoffnung ihr wieder zu begegnen ſchwand, um ſo peinlicher und ängſtlicher wurden dieſe Dichtungen und Träume, ſo daß ſein Freund endlich wirklich anfing, um ſeinen Verſtand und ſeine Geſundheit beſorgt zu werden und mit Nachdruck auf die Abreiſe zu dringen begann.

Jean d'Aubigny, der davon Nichts hören wollte, verdoppelte ſeinen Nachſpürungseifer in dem Grade, in dem das Nothwendigwerden einer ſchleunigen Abreiſe von ſeinem Freunde betheuert wurde. Eines Abends, als dieſer auch wieder davon geſprochen und einen der nächſten Tage als den letzten Termin einer Aufenthaltsverlängerung angegeben hatte, hatte er ihn, aufgeregter denn ſonſt, wieder in eines jener Spielhäuſer gezogen, die ſie dann und wann, um ſich durch kleine Einſätze zu zerſtreuen, zu beſuchen pflegten. Nachdem Jean d'Aubigny ſowohl als der Fürſt von Craon eine Weile pointirt hatten, ſtieß der Erſtere den Letzteren plötzlich heftig an, indem er auf einen verlarvten Spieler zeigte, der in ihrer Nähe ſtand und eifrig ſetzte. „Wenn mich nicht Alles täuſcht," ſagte er dabei, „ſo iſt dies jener Vermummte, der auf der Brücke ſtand und ſpäter die Bettlerin in der Mantille begleitete."

Jules, der den Bezeichneten genau betrachtete, mußte der Vermuthung ſeines Freundes recht geben, denn ſo viel er ſich zu erinnern vermochte, ſtimmten

Gestalt, Haltung und Kleidung mit denjenigen jenes Auskunftgebers überein. Allem Anschein nach verlor er hier, denn er holte ein Geldstück nach dem andern hervor und zog fast selten oder nie Etwas ein.

Nachdem so eine Weile hingegangen und alle Silbermünze, wie es schien, verspielt war, holte er einen Dukaten hervor, und nachdem auch dieser verspielt war, einen zweiten, welchem, da dieser dasselbe Schicksal hatte, ein dritter folgte. Dem Dritten, der ebenfalls vom Bankier eingezogen wurde, ward kein vierter nachgesendet, und dies ließ den beiden Zuschauern seiner Waghalsigkeit keinen Zweifel mehr, daß diese Goldstücke die drei gewesen sein müßten, die Jean d'Aubigny an jenem Abend in den Teller der nächtlichen Bettlerin gelegt. Unleugbar also mußte er zu dieser in Beziehung stehen und von ihm demnach auch Näheres über sie zu erfahren sein.

Dies denken und dem verzweifelten Spieler sich nähern, war Eins bei dem jungen Franzosen. „Sie spielen sehr unglücklich, Signor," sagte er zu ihm in italienischer Sprache, „und da ich gewöhnlich mehr Glück zu haben und zu gewinnen pflege, so komme ich Ihnen den Vorschlag zu machen, mit mir halbpart zu spielen."

Der auf diese Weise Angeredete hatte nicht üble Lust, wie man gewahren konnte, das Anerbieten stolz

zurückzuweisen, allein Jean d'Aubigny, auf seine Spiellust und die Geldgier rechnend, die er bei ihm wahrgenommen zu haben meinte, war klug genug gewesen, während seiner Anrede die Börse zu ziehen und eine Menge blitzernder Goldstücke so verführerisch sehen zu lassen, daß der Verlierende, unwillkürlich angelockt und mit lüsternen Blicken die Münzen musternd, bedauernd sagte: „Es thut mir leid, mein Herr, auf Ihren Vorschlag verzichten zu müssen. Ich habe kein Geld mehr bei mir, noch einmal mit Ihnen mein Glück zu versuchen."

„Das macht Nichts aus," entgegnete d'Aubigny, indem er hinzufügte: „Weiß ich doch, ohne die Ehre zu haben, Sie zu kennen, daß ich es mit einem Edelmanne zu thun habe."

„Mein Name ist Vittore Dandolo," warf mit sichtlichem Wohlgefallen der Maskirte hin. „Meine Familie hat der Republik mehrere Dogen gegeben."

„Ich heiße Jean d'Aubigny, und mein Freund hier ist der Fürst Jules de Craon," sagte hierauf der junge Franzose, um Vertrauen mit Vertrauen zu erwiedern und die erwünschte Bekanntschaft fester zu schließen. „Und jetzt," setzte er dann hinzu, „da wir mit einander bekannt sind, lassen Sie uns unser Geschäft beginnen. Eine alte Spielerregel sagt: Wagen ist das Geheimniß des Glücks. Wagen wir also. Spielen wir à la

martingale*)! Wie viel haben Sie bisher verloren, mein Herr?"

Vittore Dandolo nannte eine kleine Summe, die Jean nun sofort auf eine Karte setzte. Es dauerte nicht lange, so hatte diese gewonnen. „A la bonheur," rief d'Aubigny, „wir sind gut im Zuge. Gehen wir weiter." Und mit diesen Worten knickte er die Karte ein, zum Zeichen, daß der Gewinn mit auf dieselbe gesetzt sein sollte. Sie gewann zum zweiten, ja zum dritten Male. Als die Taille durchgemacht war, lag ein ansehnlicher Haufen Gold vor dem Pointirenden auf dem Tische. Bei der zweiten Taille ging ein Theil zwar wieder verloren, aber eine dritte und vierte brachte nicht nur den Verlust wieder ein, sondern auch noch einen beträchtlichen Zuschuß, so daß, als Jules de Craon, der in einem kleinen Nebengemach des Saales ein Souper hatte bereiten lassen, herbei kam, um die Spielenden abzurufen, diese eine ziemlich ansehnliche Summe unter einander zu theilen hatten.

Als Dandolo seinen Antheil einstrich, gab er sich Mühe, dies auf die gleichgültigste Art von der Welt zu thun, allein es gelang ihm doch nicht so, daß man

*) Für solche, welche die Spielregeln nicht kennen, sei bemerkt, daß dies heißen soll, so viel setzen, daß man die Möglichkeit erhält, das bereits Verlorene wieder zu gewinnen.

ihm nicht ein wenig das Vergnügen angesehen hätte, das er bei dem Gewinn empfand.

Zu dem Souper wollte er sich zuerst durchaus nicht willig finden, und nur die dringendsten Zureden vermochten ihn zuletzt, sich bei demselben niederzulassen. Erst als die Thüren des kleinen Kabinets geschlossen waren und duftende Speisen und perlender Wein ihm entgegen lachten, nahm er die Maske ab und zwar auch da noch, wie man wohl bemerken konnte, nur mit Vorsicht und einigem Widerstreben. Die Züge, die sich darunter zeigten, waren denn freilich auch wenig angenehm und Zutrauen erweckend. Graue, stechende Augen schossen unter buschigen Brauen hervor, über denen sich eine scharfgekantete, hohe, bleiche Stirn erhob, auf der die Spuren mancher verdächtigen Eigenschaft leicht zu entdecken gingen. Die Wangen zeigten sich eingefallen und der Mund von Linien umzogen, die auf ein eben nicht allzu mäßig hingebrachtes Leben schließen ließen. Die übrige Gestalt war mager, doch von kräftigem Bau. Der ganze Mann mochte über die Mitte der dreißiger Jahre hinaus sein.

Nachdem die Speisen versucht, die ersten Gläser getrunken waren, fing man nach und nach in dem kleinen Kreise lebhafter zu werden an. Man unterhielt sich über die Chancen des Spiels, über Italien, Reiseabenteuer, schöne Frauen und was sonst unter Männern

den Gegenstand des Gespräches zu bilden pflegt. Endlich begann Jean d'Aubigny die Unterhaltung mit äußerstem Geschick und großer Vorsicht auf die nächtliche Begegnung auf der Rialtobrücke zu bringen.

Vittore Dandolo, dem man bei dieser Gelegenheit leicht anmerken konnte, daß er die beiden Fremden längst als Diejenigen erkannt hatte, die ihn in jener Nacht angesprochen, suchte zuerst eine Schwenkung der Conversation auf dieses Feld zu vermeiden, als er indessen sah, daß der junge Franzose hartnäckig immer wieder darauf zurückkam und nach Auskunft über die Bettlerin und seine Beziehungen zu ihr verlangte, ließ er endlich, aus ersichtlicher Besorgniß, die Fremden möchten geringschätzig von ihm denken, jeden Rückhalt fahren, um sich folgendermaßen auszulassen:

„Sie müssen nicht vergessen, meine Herren," sagte er, „daß Sie sich zu Venedig befinden, und daß hier die erste Würde im Staat, statt ihre Träger reich zu machen, fast immer dazu beigetragen hat, dieselben in Armuth gerathen zu lassen. Keiner der Dogen hat als solcher sein Vermögen auch nur um einen einzigen Scudi vermehrt, wohl aber haben manche sich und ihre Familie durch patriotische Opfer aller Art an den Bettelstab gebracht. Der letzte unseres Hauses, Andrea Dandolo, der Vorgänger des enthaupteten Marino Falieri, welcher elf Jahre regierte, ist einer dieser Letzteren gewesen.

Er hat durch Legate, Unterſtützungen und Gaben an den Staat den Grund zum Ruin der Seinen gelegt. Nach ihm ſind wir von Generation zu Generation immer ärmer und ärmer geworden. Ich, der letzte Sprößling dieſes Dogengeſchlechts, befinde mich im tiefſten Elende. Ich weiß oft nicht, wo ich mein Haupt niederlegen ſoll."

„Aber mein Gott," rief Jules de Craon, „warum begeben Sie ſich dann nicht in den Dienſt des Auslandes? Sie ſind noch jung und geſund, Sie würden in der franzöſiſchen Armee leicht eine Carrière machen können!"

„Müßte ich dann nicht Venedig verlaſſen?" erwiederte Vittore Dandolo mit Emphaſe. „Und Venedig verläßt ein guter Venetianer nie, mag es ihm auch noch ſo ſchlecht gehen. Die Söhne der Lagunen ſind keine Kinder der Schweizergebirge, welche den Tyrannen zur Leibgarde dienen. Wir fechten allein nur für den Ruhm unſerer Republik!"

„Nun gut," entgegnete Jules, „warum dienen Sie dann nicht Ihrem Staat? Venedig hat ein Landheer und ſeine Flotte."

„Allerdings," wandte Vittore Dandolo ein, „ich könnte und würde ohne Zweifel dort auch Dienſte ſuchen, wenn ich nicht die Obhut über ein weibliches Weſen übernommen hätte, das mir ihr ſterbender

Vater, der Bruder meiner eigenen Mutter, anvertraut hat. Diese Anvertraute ist jene nächtliche Bettlerin an der Rialtobrücke, Domenika Delfino, ebenfalls die verarmte Abkömmlingin eines Dogen, Giovanni Delfino, welcher von 1356 bis 1361 regierte. Sie kann und darf ich nicht verlassen. Ihretwegen muß ich in Venedig bleiben."

Hiermit war von dem verarmten venetianischen Nobile der Gegenstand endlich berührt worden, auf den ihn die Franzosen von Anfang an zu bringen beabsichtigt hatten. Erhitzt von dem genossenen Weine und bestürmt von ihren Fragen, erzählte er nun, daß auch sie gleich ihm frühzeitig Waise geworden und in ihrer Noth oft kein anderes Mittel habe, sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen, als indem sie von dem Privilegium des Gouvernements Gebrauch mache und die Mildthätigkeit Vorübergehender im seidenen Mantel in Anspruch nähme.

„Es ist ein trauriges, hartes Brot das," rief der Nobile aus, „allein," fügte er hinzu, „dadurch, daß der Staat angeordnet hat, daß Diejenigen, die es suchen müssen, es mit einem äußeren Abzeichen ihres Ranges und ihrer Würde thun, ist ihm ein großer Theil der Bitterkeit und der Demüthigung genommen, die es sonst für den Empfangenden haben würde. Der seidene Mantel des Patrizierthums, den die Frauen und

Töchter im Elend ſchmachtender Nobili beim Einſammeln von Almoſen zu tragen berechtigt ſind, giebt kund, daß der Staat ſelbſt zu arm iſt, dieſen Unglücklichen aufzuhelfen, und ſie daher dem allgemeinen Wohlthätigkeitsſinne ſeiner Bürger überweiſen muß. Da er ſelbſt ihrer Armuth nicht ſteuern kann, bekleidet er ſie wenigſtens mit jenem Gewande, das ihre vornehme Abkunft beweiſt und darthut, daß ihr Name zu denen des goldenen Buches gehört. So hat alſo auch der Bettler, wenn er von Geburt iſt, noch ſeinen Stolz in Venedig, und dieſer Stolz kann und muß ihm zur Genugthuung in ſeiner unverſchuldeten Verkümmerung gelten, weil ihm auch in dieſer tiefſten Erniedrigung durch dieſe Bekleidung bezeugt wird, wie ſeine Vorfahren ſich um das Vaterland verdient machten und zu den erſten Bürgern deſſelben gehörten."

Wenn unſere beiden Franzoſen dieſen Exklamationen auch nicht ohne ein mühſam verhaltenes Lächeln zuhören konnten, ſo war ihnen das Ganze doch ſo neu und bei Jean d'Aubigny vor Allem das Intereſſe für Domenika Delfino ſo groß, daß ſie, aufmerkſam und geſpannt darauf horchend, am Ende ſich beeilten, ihren ganzen Einfluß und ihr Vermögen Vittore Dandolo für ſeine Couſine zur Verfügung zu ſtellen, eine Verfügung übrigens, die Jener kühl zurückwies, indem er meinte, es dürfe und könne natürlich die Bettlerin an der Rialto-

brücke Gaben von jedem Vorübergehenden annehmen, aber dem Fremden gegenüber müſſe der Venetianer oder die Venetianerin jede Unterſtützung nothwendiger Weiſe von ſich weiſen.

Da dieſe etwas brüsk vorgebrachte Erklärung den Fürſten von Craon, wie Jean d'Aubigny bemerkte, zu verdrießen anfing, ſo lenkte er geſchickt die Rede auf Domenika Delfino zurück, indem er beſcheiden und ſo ruhig, als dies ſeine Gemüthsbewegung zuließ, den Wunſch ausſprach, ſie einmal von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. „Dieſe Dame intereſſirt uns," ſagte er, „und wir wünſchen Nichts ſo ſehnlich, als ihr einmal perſönlich unſere Theilnahme und unſere Ehrerbietung an den Tag zu legen."

Der Venetianer, der nicht eben Luſt zeigte, auf die Erfüllung dieſes Verlangens einzugehen, entſchuldigte ſich und ſchob ein Unwohlſein ſeiner Muhme vor, fügte ſich aber doch, als er ſah, daß ſeine neuen Bekannten nicht nachgaben, darein, ſie am andern Tage an einer beſtimmten Stelle des Lido ihnen wenigſtens ohne Maske vorüber zu führen.

Mit dieſer Verabredung erhob man ſich. Vittore Dandolo warf ſeinen Mantel um, nahm die Larve wieder vor und ging zuerſt. Gleich darauf folgten ihm die Freunde, welche die Zeche bezahlten.

Der Fürſt von Craon fand daheim die Ruhe wie-

der, die er ſuchte; Jean d'Aubigny aber ſchloß kein Auge und erharrte in Aufregung und Sehnſucht den Nachmittag des folgenden Tages, wo er Diejenige endlich kennen lernen ſollte, die ſeit geraumer Zeit alle ſeine Gedanken und Empfindungen auf ſo ausſchließliche Weiſe beſchäftigt hatte.

Endlich, endlich kam der Nachmittag heran, und die Freunde ließen ſich nach dem Lido überſetzen, wo ſie denn auch bald ihren venetianiſchen Bekannten vom vorhergehenden Abend mit einer unmaskirten Dame auf ſich zukommen ſahen.

Jean d'Aubigny überfiel bei der Annäherung des Paares eine ſo große Schwäche, daß er ohne Zweifel zu Boden geſunken ſein würde, wenn ihn der Arm ſeines Freundes nicht aufrecht erhalten hätte. Seine Füße verſagten ihm den Dienſt, vor ſeine Augen legte ſich Etwas wie eine dicke Finſterniß, und in der Bruſt verging ihm der Athem. „Da kommt das Fatum meines Lebens," ſtöhnte er, als ſein Freund, ſeine Schwäche bemerkend, ihm darüber leiſe Vorwürfe machte. „In dieſem Moment wird über mein Glück und Unglück entſchieden, und weſſen Sterblichen Herz krampfte ſich in einem ſolchen Augenblicke nicht erſtickend zuſammen?" flüſterte er ängſtlich hinterdrein.

Während deſſen waren die Paare ſich gegenſeitig näher gekommen, und die beiden Franzoſen vermochten

nun Geſtalt und Züge Domenika's zu muſtern. Die verarmte Patriziertochter war hoch und ſchlank, von edlem, elaſtiſchem Wuchſe. Ihr ſchönes, kühn und zugleich doch auch unendlich zart geſchnittenes Geſicht ward beſonders durch eine freie Stirn, große, dunkle Augen und einen feinen Mund anziehend und reizend gemacht. Die Bläſſe ihres Teints und ein melancholiſcher Zug von Trauer, welche über ihre Mienen ausgebreitet waren, gaben dieſen noch einen ganz beſonderen Zauber und zwar in ſo ſtarkem Grade, daß nicht nur Jean d'Aubigny, ſondern auch der Fürſt von Craon im tiefſten Herzen davon betroffen wurde. Beide ſtarrten die Dahinwandelnde ſo unausgeſetzt und in ſo auffallender Weiſe an, daß nicht nur einige Vorübergehende es bemerkten, ſondern auch Domenika Delfino ſelbſt, obſchon ſie anfangs ihre Blicke zu Boden geſenkt trug, es gewahrend, dieſelben wie bittend und fragend zugleich zu ihnen erheben mußte. Die beiden Fremden ſehen und bis über die Schläfen erröthen, war die Sache eines und deſſelben Momentes bei ihr. Jules de Craon und Jean d'Aubigny erſahen daran, daß ſie erkannt waren.

Der Letztere, der, durch dieſe Entdeckung außer ſich gebracht, ſich dem Arme ſeines mehr Haltung behauptenden Freundes entreißen und der Davongehenden nacheilen wollte, konnte nur mit Mühe ſo lange zurück-

gehalten werden, bis man ſie aus dem Geſicht verloren und einen Eclat nicht mehr befürchten durfte. „Ich muß ſie wiederſehen," raunte er in bewußtloſer Aufregung Jenem zu; „ich muß ſie ſprechen, mich erklären; ſie beſitzen oder ſterben!" fügte er athemlos und faſt vom Klopfen ſeines Herzens erſtickt hinzu.

Beſorgt um ihn und in Angſt vor irgend einem unbeſonnenen Ausbruche ſeiner Leidenſchaft, brachte ihn Jules de Craon in die ihrer harrende Gondel zurück. Kaum waren die Freunde in dieſelbe eingeſtiegen und die Vorhänge niedergelaſſen, als auch Jean d'Aubigny haltungslos zuſammenſank und unter heftig hervorbrechenden Thränen betheuerte, nicht ohne Domenika aus Venedig gehen zu wollen. Den Genoſſen und Freund aber beſchwor er auf ſeinen Knieen, ihm zur Auffindung und Erlangung der Geliebten behilflich ſein zu wollen.

Der Fürſt von Craon, auf welchen die Venetianerin ebenfalls einen mächtigen Eindruck hervorgebracht hatte, und der nun, wie er ſich im Innern nicht verhehlen konnte, eine Art von Eiferſucht darüber empfand, daß ſein Begleiter ſie ohne Weiteres ausſchließlich für ſich in Anſpruch nahm, verſprach ihm nichtsdeſtoweniger ſeinen ganzen und vollen Beiſtand, weil er ſich im Stillen geſtand, daß doch auch ihm daran liege, das holde Weſen wiederzuſehen, und die Chancen, die Jener

auf deſſen Neigung habe, im Grunde doch auch die ſeinigen ſein könnten.

Wirklich begannen ſie nun auch noch an demſelben Tage ihre Nachforſchungen in's Werk zu richten. Es wurden ein paar Spione gemiethet, denen man ſo wohl eine genaue Beſchreibung der betreffenden Perſonen, als auch ihre Namen und die Straße angab, in der ſie vermuthlich wohnten. Nach einer Woche wußte man genau, was man ohngefähr zu wiſſen wünſchte. Vittore Dandolo war ein wüſter Menſch, der ſich durch Leichtſinn und Hochmuth um die Reſte ſeines ſpärlichen Vermögens gebracht und nun ein ziemlich verrufenes Leben führte. Domenika Delfino war allerdings ſeine Muhme, aber ſonſt eine durchaus unbeſcholtene, reſpektable Perſon, von welcher man nur einzig nicht begreifen konnte, warum ſie die Gemeinſchaft mit ihrem Vetter nicht mied, von dem es bekannt war, daß er nicht nur ihr väterliches Erbe durchgebracht, ſondern auch jetzt nur gar zu oft allein von dem exiſtire, was ſie entweder von entfernten Anverwandten erhielt oder durch nächtliche Almoſen im ſeidenen Mantel ſich zuſammen erbettelte.

Dieſer myſteriöſe Zuſammenhang des ſchönen und guten Mädchens mit dem verlebten Wüſtlinge war natürlich nur ein Anreiz mehr für die Nachforſchungsluſt der Freunde und ihren Eifer, dieſelbe wo möglich

aus einer ihrer unwürdigen Lage zu befreien. Sie verdoppelten ihre Anſtrengungen, ſich mit ihr in Verbindung zu ſetzen, und endlich gelang es Jean d'Aubigny denn auch in der That, ihr durch einen der angeworbenen Leute ein paar Zeilen ſeiner Hand zuſtecken zu laſſen.

In dieſen Zeilen geſtand er ihr ſeine Liebe, indem er ihr erzählte, wie er ſich vom erſten Moment ihrer Begegnung, das heißt von jener Nacht an, in der er ſie an der Rialtobrücke ſitzen geſehen, mit einer unerklärlich magiſchen Macht an ſie und ihr Geſchick gefeſſelt gefühlt habe, wie er dann ſpäter Vittore Dandolo getroffen, mit ihm Bekanntſchaft gemacht, und mit dieſem ihre zweite Begegnung auf dem Lido verabredet worden ſei. Zum Schluß beſchwor er ſie, ihm eine Zuſammenkunft zu geſtatten und die Mittel und Wege anzugeben, durch welche und auf denen er ſie den Händen ihres rohen Vetters entreißen könne. „Dich beſitzen, Domenika, oder ſterben, das iſt mein Wahlſpruch!“ ſchrieb er zum Ende.

Einen Tag darnach empfing Jean d'Aubigny auf dieſen Brief durch ſeinen Spion eine Antwort. Domenika Delfino theilte ihm mit, daß er mit ſeinem Freunde ſie fliehen und ihrem Schickſale überlaſſen ſolle. „Ich bin ein unglückliches, aufgegebenes Geſchöpf, das ſich ganz in der Gewalt eines verworfenen Menſchen befindet,“ ſagte ſie wörtlich in ihrem Beſcheide. „Mein

Vetter Vittore Dandolo, der, wie er vorgiebt, mit Leidenſchaft mich liebt, hat, nachdem er ſich von meiner Abneigung gegen ihn überzeugt, geſchworen, daß er Jeden ermorden wolle, dem er ſich vorgezogen ſehe. Er bewacht mich mit tauſend Argusaugen, und gewiß hat er auf Sie, mein Herr, und Ihren Freund bereits ſeinen Verdacht geworfen, denn ich habe gar wohl bemerkt, wie ihm der Eindruck nicht entgangen, den die Güte und Theilnahme, die Sie vom erſten Moment an einer Unglücklichen bewieſen, auf mich gemacht hat. Noch einmal, mein Herr, überlaſſen Sie mich meinem böſen Genius, damit er nicht auch der Ihrige werde; kehren Sie mit Ihrem Freunde in Ihr Vaterland zurück und ſeien Sie gewiß, daß ewig in Verehrung und Dankbarkeit an Sie denken wird eine arme verlorene Venetianerin."

Dieſe Entgegnung brachte Jean d'Aubigny auf's Aeußerſte. Er ſchrieb Domenika auf's Neue, er beſchwor ſie, die Hoffnung nicht zu verlieren und auf ſeinen und ſeines Freundes Beiſtand zu rechnen. „Wir laſſen Vittore Dandolo auf Schritt und Tritt bewachen," meldete er ihr; „wir werden ihn in dieſen Tagen auf irgend eine Art von Dir entfernt zu halten wiſſen, und wenn Du durch Einen der Unſeren ein Stück blaues Papier zugeſteckt erhältſt, ſo mache Dich gleich auf und komme zur Rialtobrücke, wo Du in die Gondel

ſteigen magſt, aus der Du nach der Seite des Ufers zu ein weißes Tuch heraushängen ſehen wirſt. Eine Unterredung von einer Viertelſtunde wird genügen, uns zu verſtändigen und uns die nöthige Uebereinkunft für eine baldige Flucht treffen zu laſſen.

Da alle meine Bitten und Beſchwörungen Nichts helfen, ſchrieb Domenika zurück, und Sie, Unglückſeliger, durchaus Ihr Verderben wollen, ſo ſei es denn! Ich werde auf das verabredete Zeichen kommen und Sie ſehen. Ach, ich weiß, es wird zum letzten Male ſein. Ich blicke in eine Zukunft voll Blut, Mord und Verzweiflung. Wenn Sie Erbarmen mit einer Unglücklichen haben wollen, ſo geben Sie das Zeichen nicht, ſo reiſen Sie, und der Segen des Himmels möge mit Ihnen und Ihrem Freunde ſein!

Jean d'Aubigny hörte auf dieſe Warnung nicht; die Gluth und Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft war ſo groß, daß er darüber alle Beſinnung verlor und aus Domenika's Briefen nicht einmal die Zweideutigkeit herausmerkte, mit der darin faſt immer die beiden Freunde zuſammen erwähnt wurden. Die Venetianerin wußte augenſcheinlich nicht, wer Jean d'Aubigny und wer der Fürſt von Craon war. Aus dem Ton und myſteriöſen Rückhalt ihrer Briefe ließ ſich ſchließen, daß ihr Herz für den Einen mehr als den Andern ſpreche. Welcher von Beiden aber war der Glückliche?

Jules de Craon, als er die Briefe der Unglücklichen las, legte ſich im Stillen dieſe Frage vor. In der Seele ſeines Freundes dagegen unterlag es keinem Zweifel, daß er Derjenige ſein müſſe, dem das Herz der Venetianerin zugehöre, und da dieſer Glaube oder dieſe Vorausſetzung ſich ſo feſt in ihm geſtaltet hatte, daß ſein Reiſegefährte befürchten mußte, durch Erſchütterung derſelben ihn um Verſtand und Leben zu bringen, ſo reſignirte er, der Zeit und Domenika ſelbſt Aufklärung und Entſcheidung überlaſſend.

Nach ein paar Tagen, während welcher die Spione Vittore Dandolo unausgeſetzt auf den Ferſen geweſen waren, erfuhren die Franzoſen, daß Jener mit einigen Andern ſeines Gelichters in einer entfernten Lagunen-Taverne eine große Orgie zu begehen in Abſicht habe. Natürlich ward nun augenblicklich feſtgeſetzt, daß während dieſer Zeit Jean mit Domenika die verabredete Zuſammenkunft in der Gondel haben ſollte, und zu dieſem Ende dieſer das verabredete blaue Papier geſendet.

Die Freunde waren übereingekommen, daß in die Gondel mit dem herauswehenden weißen Tuche Jean d'Aubigny ſteigen und darin Domenika Delfino erwarten ſollte, während Jules de Craon in einer zweiten Gondel jener zu folgen und ſie zu bewachen habe.

Es war ſpät gegen den Nachmittag hin, als die Gondeln an der Riva der Rialtobrücke bereit ſtanden,

und Domenika tief verſchleiert und zitternd in die mit dem weißen Tuche bezeichnete einſtieg. Als ſie Jean d'Aubigny und nicht Jules de Craon darin gewahrte, erbleichte ſie, und ihr Zittern vermehrte ſich. Erſchöpft und halb ohnmächtig ſank ſie in die Kiſſen des Fahrzeuges nieder, das ſogleich vom Lande ſtieß und die Lagunen hinauf, die Richtung nach dem Hafen hinausnahm.

Kaum war man mitten auf dem Waſſer und die Vorhänge ſo dicht als möglich zuſammengezogen, als Jean d'Aubigny vor Domenika niederſank und ihr in den überſtrömendſten Worten die Macht und Gewalt ſeiner Empfindungen für ſie zu Tage legte. Er wiederholte ihr in flammender Begeiſterung alle die Betheuerungen und Schwüre, die er ihr ſchon ſchriftlich in ſeinen Briefen gemacht.

„Nie, Theure," rief er aus, „habe ich vor Dir ein anderes Weſen geliebt, nie werde ich nach Dir ein anderes lieben. Mein ganzes bisheriges Leben war Nichts, als ein unabläſſiges Suchen nach Dir, nach Dir, Domenika, die Du mir oft vorahnend in meinen Träumen erſchienen, und welche ich nun doch ſchöner und herrlicher vor mir ſehe, als es je meine Seele ſich auch in ihren überſchwänglichſten Vorſtellungen zu erſinnen vermocht hat.

„Die wahren Ehen, ſagt man, werden im Himmel

geſchloſſen," fuhr er fort. „O, meine Geliebte, wenn je zwei Weſen durch die göttliche Vorſehung von Uranfang an für einander beſtimmt geweſen ſind, ſo waren wir es. Wir haben uns geliebt, ohne uns zu kennen, ohne uns zu ſehen. Körperlich durch ganze Reiche, Berge, Flüſſe und weite Länderſtrecken getrennt, wußten doch unſere Geiſter in den Schleiern der Nacht und auf den Fittigen goldener Träume ſich in paradieſiſchen Gefilden zuſammenzufinden und dort ihre entzückendſten Gefühle gegeneinander auszutauſchen. Ja, auszutauſchen, ſage ich, denn daß auch Du mich liebſt, mich von je geliebt haſt, dieſe Gewißheit trage ich wie ein Evangelium auf dem Grunde meines Herzens. Die ganze Welt, der Himmel ſelbſt dürften mir das Gegentheil verſichern, ich würde ihnen zum Trotz dennoch bei meinem Glauben verharren. Ja, Du ſelbſt würdeſt mir ihn nicht nehmen können, Du ſelbſt nicht, wenn Du es auch wollteſt. Aber Du willſt es nicht, Du kannſt es nicht wollen, denn Du biſt ja gekommen, um mir zu folgen, um mein zu ſein, mich zum Glücklichſten der Erde zu machen!"

Während Jean d'Aubigny ſo ſprach und bald die Hände, bald das Kleid, bald die Kniee Domenika's mit ſeinen glühenden Küſſen und Liebkoſungen überſchüttete, ſaß dieſe ängſtlich in ſich zuſammenſchauernd, ſtumm und regungslos vor ihm da, mit ſich und ihrem

eigenen Weſen in einem Zwieſpalt begriffen, über deſſen erſchreckende Tiefe ſie ſich ſelbſt keine Vorſtellung zu machen vermochte. Sie hörte den Worten des zu ihren Füßen Liegenden mit einer ſeltſam getheilten Empfindung zu, und ſo lange ſie in ihren Schooß ſah oder die Augen ſchloß und alſo Geſtalt und Geſichtszüge des Redenden nicht erblickte, war ſie innig bewegt und liebend zu ihm hingeriſſen, weil es ihr im Geiſt dann ſchien, als wenn ein Anderer ſie ſpräche; ſobald ſie aber auf Jean d'Aubigny niederſchaute und ſich überzeugte, daß er nicht jener Andere war, von dem ſie alle die Zeit her geträumt und gehofft, durchrieſelte ein kalter Schauer ihren Leib, und es überkam ſie eine Angſt, daß ſie laut hätte ſchreien mögen.

Mitten im Kampf mit ſich ſelbſt, was ſie thun was ſie laſſen ſollte, gewahrte ſie plötzlich hinter den Kiſſen und Vorhängen hervor, im Rücken des Liebeflehenden, eine dunkle, ſchreckliche Geſtalt ſich erheben, eine Geſtalt, in der ſie nur zu bald ihren fürchterlichen Vetter, Vittore Dandolo, glaubte erkennen zu müſſen. Sie ſah ſeine verzerrten, wüſten Züge, ſein zornig funkelndes Auge, ſein wildes Haar und in der Hand einen Dolch, deſſen Spitze nach dem Herzen des vor ihr Knieenden zielte. Sie wußte nicht, ob das nur eine Viſion ihres geängſtigten Geiſtes, ein entſetzlicher Traum oder grauſame Wahrheit ſei; jedenfalls wollte

ſie aufſpringen, die funkelnde Waffe zurückhalten, den Unglücklichen mit ihrem eigenen Körper ſchützen und nach Hilfe rufen. Aber ehe ſie dazu kam, von dieſen Dingen irgend Etwas zu thun, waren ihr die Sinne bereits vergangen und ſie ohnmächtig in die Kiſſen der Gondel zurückgeſunken, die pfeilſchnell von den gleichmäßigen Ruderſchlägen getrieben, über die hereinſpülenden, in der Gluth der untergehenden Sonne blutroth erſchimmernden Wogen des adriatiſchen Meeres dahinglitt.

Jules de Craon, der aufmerkſam lauſchend den Waſſerſpiegel rings umher betrachtet und ſich überzeugt hatte, daß nichts Verdächtiges dem vor ihm dahinfliegenden Fahrzeuge folgte, war nun, da man die hohe Fläche der ruhigen See erreichte, alle Vorhänge auseinanderſchlagend, in den Fond ſeines Bootes zurückgeſunken, um ſich in der Kühle des prächtigen Abends ſeinen Gedanken und Träumen zu überlaſſen. Die Stille der Umgebung, nur durch das Rauſchen der Wellen und das einförmige Geräuſch der auf- und abgehenden Ruder unterbrochen, übte, vereint mit der ſeltſamen Situation, in der er ſich befand, einen ganz eigenthümlichen Reiz auf ihn aus. Ueber ihm der flammende Horizont, der ſich im Meere abſpiegelnd machte, daß er wie zwiſchen zwei unabſehbaren Feuermaſſen dahinzuſchweben ſchien, vor ihm die Gondel,

in der ſich ſein beſter Freund mit einem Weſen befand, das Jener liebte, und welches, wie er im Innerſten fühlte, auch ihm nicht gleichgültig geblieben war, mußte ihn nun natürlich eine ganz eigenthümliche Spannung überkommen, wenn er bedachte, daß ſich in dieſem Moment Jean's und ſein eigenes Schickſal vielleicht für immer entſcheide. Er ſah ſeinen Gefährten die Geliebte beſtürmen, er vernahm ſeine hinreißenden Worte, und in ſich ſelbſt verloren fragte er ſich gerade: wird ſie ihn oder wird ſie mich lieben, als es ihm plötzlich vorkam, als hörte er einen dumpfen, verzweiflungsvollen Schrei aus der erſten Gondel herüber klagend und ſchmerzvoll bis zu der ſeinigen dringen.

Entſetzt fuhr er in die Höhe, angeſtrengt und geſpannt über das Gemurmel der Wellen hinaushorchend; aber ſo aufmerkſam und regungslos er auch eine Weile lauſchte, Alles blieb ſtill, und Nichts regte ſich um ihn her. Es wird der Schrei einer Möve geweſen ſein, ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er ſich in die Kiſſen ſeines Fahrzeuges zurückwarf und ſich auf's Neue ſeinen Phantaſieen überließ. Nach und nach waren dieſe ſo beſtrickend und ablenkend für ſeinen Geiſt geworden, daß er ſeine Wachſamkeit vergeſſend und in dämmerndes Nachſinnen verſunken, zu bemerken verſäumt hatte, wie die Nacht bereits angebrochen, der Mond bleich und ſilbern am Himmel aufgegangen

und die Gondeln ſich ſchon wieder auf dem Rückwege zur Riva befanden.

Erſt als man dicht vor'm Hafen und beim Einlaufen in die Lagunen war, kam er in ſo weit wieder zu ſich, daß er ſich an die Wirklichkeit erinnernd nach der Gondel d'Aubigny's ausſah. Er bemerkte ſie vor ſich her dem Geſtade zufliegen, und indem er nun die Fährte, die ſie hinter ſich in dem Waſſer zurückließ, muſterte, fiel ihm als merkwürdig ein rother Strahl darin auf, der, vom Monde unheimlich überglänzt, eine Weile in der ſchwarzen Fluth nah hinter der Gondel ſich kräuſelte und, dann ſich davon entfernend, ſich in die Finſterniß der Wellen verlor. Er fragte ſich verwundernd im Stillen, woher das komme, und ſuchte nach einer Erklärung dieſer Erſcheinung, die er ſich nicht gut überreden konnte, lediglich für eine Augentäuſchung zu nehmen. Während er aber noch darüber brütete, ſtieß die erſte Gondel, die voraus geeilt war, an's Land, und er ſah von der Mitte der Lagune aus, auf der er ſich noch mit der ſeinigen befand, einen Mann daraus hervorſteigen, der in ſeinen Armen ein weibliches Weſen trug, mit dem er ſich raſch am Strande in eine gegenüberliegende Straße verlor.

Obwohl die Geſtalt des Mannes ihm nicht die Jean d'Aubigny's zu ſein ſchien, hegte er doch keinen Zweifel, daß dieſer es geweſen. In der Meinung, daß

er, der ſich mit Auge und Ohr während dieſer Fahrt ſchon mehrmals getäuſcht, auch jetzt wieder im Irrthum ſei, befahl er dem Gondolier nur raſcher zuzuſteuern, um den Freund, den er ſich vorausgeeilt meinte, am Quai noch einzuholen.

An's Land geſtiegen, ſah er aber, daß dieſer mit Domenika verſchwunden war, und da er doch erfahren wollte, wohin, und meinte, daß der Davongeeilte dem Gondolier eine Auskunft darüber für ihn hinterlaſſen habe, wandte er ſich nach jener erſten Gondel zurück, laut nach ihrem Führer rufend. So viel er aber auch rief, Niemand zeigte ſich. Erſtaunt, verwundert darüber eilte er nun ſelbſt zu der Barke hin, um zu ſehen, ob der Ruderer ſich, wie oft zu geſchehen pflegt, vielleicht zum Schlaf bereits in das Innere derſelben hineinbegeben. Den Seitenrand derſelben betretend und die Gardinen zurückſchlagend, blickt er mit dem Mondenſchein zugleich hinein, um darin — o Himmel! welches grauſenvolle Schauſpiel wahrzunehmen.

Mit vielen klaffenden Wunden in der Bruſt und am Halſe, in Blut ſchwimmend, liegt darin am Boden ausgeſtreckt die Leiche Jean d'Aubigny's, ſeines beſten Freundes, ſeines treuen Genoſſen und Reiſegefährten. Entſetzt prallt er zurück, die Vorhänge fallen laſſend. Er denkt eine ſchreckliche Viſion, ein blutiges Gaukelſpiel ſeiner Sinne vor ſich zu haben. Aber nachdem

er sich die Augen gerieben, sich gefaßt und gesammelt hat, die Seidenbezüge auf's Neue lüftend, muß er leider dasselbe grauenvolle Schauspiel seinen Blicken geboten und sich nun überzeugt sehen, daß er in keinem Irrthum mehr befangen sei, sondern ein gräßliches Verbrechen vor sich habe.

Außer sich vor Schmerz und Verzweiflung, sich jenes einsamen Schrei's und der Blutspuren erinnernd und also gewiß, daß diese scheußliche Unthat gewissermaßen in seiner Gegenwart und unter seinem Schutz begangen worden ist, macht er Lärm, ruft Vorübergehende und Gondoliere zusammen, ihnen die verstümmelte Leiche seines Kameraden aufdeckend. Einen Augenblick, und er ist von einer dichten Menge umdrängt, aber ehe er dieser noch den Hergang des Vorfalles berichtet, fühlt er sich von einem Haufen schwarzer Männer umringt, mit der Leiche in die Mitte genommen und fortgeführt.

Als er zu sich kommt, sieht er sich mit dieser allein in einem dunklen Gewölbe, das rings verschlossen ist, und in welches weder von Oben noch von den Seiten ein Lichtstrahl dringt. Eine feuchte, schwere und modrige Luft umgiebt ihn; in der Ferne hört er dumpfes Gemurmel und Kettengerassel. Dies Alles wahrnehmend, kann er nicht zweifeln, daß er sich im Gefängniß der Inquisition befindet.

Voll Wuth, außer ſich über dieſes Verfahren, knirſcht er mit den Zähnen, und die Hände ballend und die kalte, neben ihm am Boden liegende Leiche betaſtend, ſchwört er: den Tod des Freundes ſowohl wie die ihm zugefügte Schmach durch die Regierung ſeines Vaterlandes rächen zu laſſen. „Venedig ſoll den einen Sohn Frankreichs nicht ermorden und den andern nicht beſchimpfen, ohne dem Genius ihres Landes Rechenſchaft zu geben," ſagt er entrüſtet; dann aber im Schmerz ſeine Entrüſtung vergeſſend, beugte er ſich wieder zu der Leiche des Erſtochenen, indem er bitterlich zu weinen anfängt und traurige Klagen über ſeinen Verluſt ausſtößt.

So mochten mehrere Stunden vergangen und Mitternacht vorüber ſein, als endlich die Pforten ſeines Kerkers aufgingen und in ihren ſchwarzen Talaren, von Fackelträgern, Trabanten und Schreibern begleitet, die ernſten Väter des Tribunals erſchienen, um das Verhör zu beginnen. Jules de Craon erzählte auf Befragen Alles, was er wußte, und erklärte laut, daß der Mörder ſeines Freundes Niemand anders ſein könne, als Vittore Dandolo, der von ihrem Vorhaben Kunde gehabt haben und in der Gondel ſchon vor Abfahrt derſelben, und wahrſcheinlich im Einverſtändniß mit dem Gondolier verſteckt geweſen ſein müſſe.

Die Unterſuchungsrichter nahmen alle ſeine Aus-

ſagen zu Protokoll, flüſterten leiſe zuſammen, ertheilten geheime Befehle und entfernten ſich dann, indem ſie die Leiche vor ſich hinaustragen ließen und dem zurückbleibenden Franzoſen weder ein Wort des Troſtes noch der Beruhigung gaben.

Dieſer Auftritt wiederholte ſich in den folgenden Tagen oder Nächten (der Gefangene wußte zuletzt nicht mehr, ob es hell oder dunkel auf der Erde ſei) mehrere Male. Man fragte ihn genau aus, forſchte nach Allem, aber ſobald er ſelbſt um eine Auskunft oder Nachricht über den Gang der Sache oder um ſeine Freilaſſung bat, ward ihm ein unverbrüchliches Schweigen entgegengeſetzt. Dadurch erbittert, fing auch er endlich zu verſtummen an, indem er einzig, ſich nur noch auf ſein Recht als franzöſiſcher Bürger berufend, nach dem Botſchafter ſeines Landes und deſſen Vermittelung verlangte.

Ungefähr vierzehn Tage mochten ſo verfloſſen ſein, als einmal unerwartet das Tribunal wieder vor ihm erſchien und der Vorſitzende deſſelben ihm einen Schwur abverlangte, daß er über Alles, was er geſehen und erlebt, ein ewiges Stillſchweigen beobachten wolle. „Wie kann ich das beſchwören," ſagte Jules de Craon entrüſtet über dieſe Forderung, „bevor ich weiß, daß der Frevel gerächt und der Mörder beſtraft iſt?" „Schwöre," wiederholte der Greis, der ernſt und ſtreng

den andern Richtern voranſtand, „ſchwöre, mein Sohn, oder die Republik wird ſich gezwungen ſehen, Dich auf andere Weiſe verſtummen zu machen. Noch einmal, ſchwöre und überlaß alles Andere dem großen Rath der Zehn!“

Schaurig ſchallten dieſe wie aus einem ehernen Munde kommenden Worte an der feuchten Wölbung des Kerkers hin, in welchem unſer Franzoſe ſich befand, und indem er ſie hörte, durchbebte ihn die Erinnerung an all' die geheimnißvollen Hinrichtungen und ewigen Einſchließungen, von denen er vernommen, ſo lebhaft, daß er, von kaltem Fieber geſchüttelt, den Eid auch wirklich leiſtete, freilich nicht, ohne bei ſich ſelbſt übereinzukommen, daß er ihn als einen ihm aufgezwungenen vor Gott und dem Ohre eines Beichtvaters nicht zu halten verpflichtet ſein könne.

Nachdem der Akt vollzogen, entfernte ſich das Tribunal, und nur der Gefängnißwärter blieb zurück, welcher gleich darauf, als er ſich mit dem Gefangenen allein ſah, zu dieſem jene unheimlichen und beinahe drohenden Worte ſagte, welche die barſche Formel bildeten, unter denen unſchuldig befundene Eingekerkerte ihre Freigebung angekündigt erhielten.

„Was machſt Du da? Geh fort*)!“ ſagte der

*) Hiſtoriſche Worte.

Schließer, indem er die ſchwere Gefängnißpforte aufriß und den Fürſten von Craon hinauswies in den Corridor, wo ſchon einige Sbirren bereit ſtanden, ihn hinunter auf den Platz zu führen.

Auf dem Broglio auch aus ihren Händen entlaſſen, begab er ſich nun ſofort in ſeine Wohnung, wo er Alles unverändert und in der verlaſſenen Ordnung fand, wenn er allerdings auch ſchon bei näherem Zuſehen bemerken konnte, daß man Kiſten und Kaſten durchſtöbert hatte. Nachdem er ſich umgekleidet und einige Nahrung zu ſich genommen, verfügte er ſich in den Palaſt ſeines Geſandten, wo er ſofort in die Hauskapelle eilte und ſich deſſen Beichtvater rufen ließ. Nachdem er hier gebeichtet und ſich Abſolution hatte ertheilen laſſen, trat er vor den Botſchafter ſelbſt und berichtete dieſem genau, was ihm ſelbſt und ſeinem unglücklichen Freunde begegnet, ihn auffordernd, im Namen Frankreichs Genugthuung für ſeine Behandlung, Auskunft über die Leiche Jean d'Aubigny's und die Beſtrafung des Mörders, ſo wie über das Schickſal der armen Domenika Delfino zu fordern.

Der damalige franzöſiſche Geſchäftsträger in Venedig, ein Graf d'Automarre, verſprach, was in ſeinen Kräften ſtände, zu thun, um dem Fürſten die gewünſchte Satisfaktion zu verſchaffen, zugleich aber erſuchte er ihn auch ſobald als möglich und vor allem Weiteren

die Sanct Markus-Republik zu verlaſſen. Jules de Craon, welcher dieſen Rath ſeinem ganzen Werthe nach zu ſchätzen wußte, verſprach ſeine Abreiſe zu beſchleunigen, ließ ſich die ihm nöthigen Papiere und Dokumente ausfertigen und begann dann ſofort die Vorbereitungen zu ſeiner Abfahrt mit ſo großer Emſigkeit zu betreiben, daß er am andern Tage bereits Venedig hinter ſich zu laſſen im Stande war.

Als er ſich mitten auf den Lagunen zwiſchen Venedig und der Terra-firma befand und ſich eben ſchon glücklich pries, die Stadt der blutigen Verbrechen und der geheimen Inquiſition hinter ſich zu haben, hielt ſeine Gondel plötzlich an. Erſchrocken nach dem Grunde dieſes plötzlichen Stillſtehens fragend, erwiedern ihm die Gondoliere, daß ſie ſich nicht von der Stelle bewegen dürften, weil ihnen ein Boot mit rothem Wimpel, auf das ſie in der Ferne wieſen, ein Signal gegeben hätte, Halt zu machen.

Dem Fürſten fielen ſein gebrochener Schwur, die Drohungen des Vorſitzenden im großen Rath und die Spione ein, die das Gouvernement Venedigs in allen Geſandtſchaftspaläſten hielt. Mitten auf den Lagunen, zwiſchen Himmel und Waſſer, ohne Beiſtand, ohne Mittel zur Flucht, ohne Zeugen der fürchterlichen Juſtiz dieſes myſteriöſen Staates Preis gegeben, bietet er umſonſt den Gondolieren ſeine Börſe, ſeine Koſtbarkei-

ten, Alles, was er bei sich hat, an, wenn sie dem Signal nicht gehorchen und ihn in Eile weiter rudern wollen; sie zucken verlegen die Achseln, schweigen und halten unbeweglich die Ruder in die Höh. So sieht er denn, daß er sich in sein Schicksal ergeben und seine Verfolger abwarten muß.

Näher und näher kommt die schwarze Gondel mit dem blutroth im Winde flatternden Wimpel und den verhängnißvollen Buchstaben C. D. X. am Vordertheil, die da ein Fahrzeug im Dienste des Rathes der Zehn anzeigen. Endlich ist sie heran gekommen, und nachdem sie an die seinige angelegt, ersucht ihn ein schwarz gekleideter Mann in die andere überzutreten. Von düsteren Ahnungen erfüllt, gehorcht er.

„Mein Herr," sagt eine der in diesem Boote befindlichen Personen, als er in dasselbe eingestiegen, „sind Sie nicht der Fürst von Craon?" —

„Ja, mein Herr," entgegnet dieser.

„Ihnen ist ein Freund ermordet worden," fuhr Jener fort, „und obschon Sie dem Tribunal der Inquisition geschworen, den ganzen Vorgang in Stillschweigen zu begraben, haben Sie doch, an der Gerechtigkeit der Republik verzweifelnd, Ihren Eid gebrochen und bei Ihrem Gesandten Klage geführt."

„Allerdings, das that ich," sagte Jules de Craon,

der wohl einſah, daß man von Allem unterrichtet war und Leugnen hier Nichts helfen würde.

„Sie haben daran ſehr Unrecht gethan," ergriff der Vorige wieder das Wort. „Die Republik hat das Ihrige gethan und der Gerechtigkeit ihren Lauf gelaſſen. Ueberzeugen Sie ſich ſelbſt."

So ſprechend, ſtößt er mit dem Fuße eine rothe Decke bei Seite und macht einen Leichnam frei, deſſen Kopf vom Rumpfe getrennt, triefend von Blut am Boden liegt.

„Kennen Sie den?" fragte der Redner von vorhin.

„Ja," erwiedert der Fürſt von Craon, indem er erſchrocken zurückprallt. „Es iſt Vittore Dandolo, der Mörder meines Freundes."

„Sie ſehen, mein Herr," fährt der ſtreng und unbeweglich vor ihm ſtehende Venetianer fort, „das Tribunal unſerer Juſtiz iſt nicht ſäumig, und ſeine eiſerne Hand trifft jeden Schuldigen, ſei er, wer er ſei, wenn auch freilich nur in der Stille und in den Schleiern der Nacht. Nehmen Sie davon die Ueberzeugung und zugleich die Warnung mit auf die Reiſe, daß man ungeſtraft nicht wieder den Fuß in ein Land ſetzt, in dem man die Weisheit der Regierung verkannt hat. Leben Sie wohl!"

Damit ward Jules de Craon verabſchiedet und in

ſeine Gondel zurückgelaſſen. Kurze Zeit darnach ſtieg er bleich und erſchüttert am Feſtlande aus. Als er an die Grenze Venedigs kam, ward ihm eine eiſerne Kiſte zugeſtellt, in welcher ſich die Gebeine des unglücklichen Jean d'Aubigny's mit der Weiſung vorfanden: ſie in der Erde ſeines Vaterlandes zu beſtatten. Von Domenika Delfino hat ſich etwas Zuverläſſiges nicht mehr auffinden laſſen. Der italieniſche Dichter Graf Alfieri will ſie in hohem Greiſenalter als Wittwe des Fürſten Jules von Craon in der Bretagne noch lebend angetroffen haben.

Das Geſpenſt auf der Maskerade.

Ein hiſtoriſches Myſterium, nach einer mündlichen Mittheilung aufgezeichnet.

Seit vielen Jahren war in Paris der Carneval nicht so luſtig und geräuſchvoll begangen worden, als dies 1832 geſchah, wo die Franzoſen noch voll Hoffnung auf die Reſultate ihrer Juli-Revolution ſich mehr denn je dem Vergnügen meinten hingeben zu können, ja hingeben zu müſſen. Beſonders war es die hohe Finanz von der Chauſſée d'Antin, die ſich durch glänzende Feſte und Bälle auszeichnete, aber auch der Faubourg St. Germain, das Legitimiſten-Viertel, das, ſeines Grollens mit dem Orleanismus müde, anfing mit dem Bürgerkönigthum ſich auszuſöhnen, eröffnete in dieſem Jahre zuerſt wieder ſeine Säle. Die große Maſſe des Volkes tummelte ſich dagegen in den öffentlichen Vergnügungslokalen: auf dem Bal Mabille an der Allée des veuves in den Champs-Elyſées, im Château des fleurs, in der Cloſerie des lilas im Quartier du Luxembourg, in Ranelagh an der Barrière von Paſſy und andern

Orten. Der Hauptſammelplatz aber war wie immer die Maskerade in der Opéra, die großartig und prachtvoll ſtattfand, obſchon am Tage derſelben zuerſt die Nachricht vom Ausbruch der Cholera in London nach Paris herübergekommen war und viele Gemüther nicht wenig mit Angſt und Schrecken erfüllt hatte.

So grauſig indeſſen die Schilderungen in den Zeitungen gelautet, ſo furchtbar die Zahl der im Nu Dahingerafften auch erſchienen, die luſtigen Pariſer wollten ſich doch in ihrem Vergnügen nicht ſtören laſſen. Der Ball war einmal angekündigt, die Billette gelöſt, der Anzug beſorgt und mit Freunden ſeit lange die Partie verabredet, kein Wunder alſo, daß ſich Niemand ihrer verluſtig machen wollte, ſondern alle Welt vergnügt dem großen Sammelplatze zuſtrömte, in welchem König Carneval gleichſam das Palladium ſeiner Herrſchaft aufgepflanzt.

Schon gleich nach Eröffnung des Hauſes waren die Räume dermaßen gefüllt, daß man kaum noch zu begreifen im Stande war, wie noch immer neue Ankömmlinge Platz finden und bei dieſer Anhäufung von Perſonen Heiterkeit und Laune herrſchen konnten, wie ſie doch unter dieſer bunten Menge von allerlei phantaſtiſchen Weſen und Charakteren herrſchte, die ſich chaotiſch durcheinander drängte, hier ſtehend, gaffend, lachend und luſtig ſchwatzend, dort ſich nach dem wilden

Takt des Muſikchors drehend, das unter Muſard's Leitung die bacchantiſcheſten Tänze ſpielte.

Niemand in dieſem Gewühle dachte und wollte daran denken, daß die Cholera, die in London ſo furchtbar hauſete, auch in Paris ihren Einzug halten und in einem Augenblick all' dieſe ſchäkernde Luſt, dieſen jubelnden Wirrwarr und dieſe lachende Erdenſeligkeit in Schrecken auseinanderſtieben machen könne.

Weg mit dem Trübſinn, den Sorgen und der Angſt des Lebens. Luſtig um jeden Preis! Das war das Motto dieſer Verſammlung, die in dem Taumel des Vergnügens, in dem ſie ſich befand, ſelbſt ihr Verderben nicht erkannt haben würde, auch wenn es eine Hand mit Flammenſchrift an die Wand gemalt oder ein Gott daſſelbe in Entſetzen erregender Geſtalt mitten unter ſie geſtellt hätte, wie es ein frevelhafter Vorwitz oder die Eingebung der Verzweiflung verhängnißvoll genug wirklich gethan.

Gegen Mitternacht hin wurde nämlich plötzlich bald hier, bald da, ein ſchwarzer Domino wahrgenommen, der unheimlich und düſter, beinahe ſchattenhaft die Säle durchglitt. Er trug eine ſchwarze Sammetmaske vor dem Geſicht, die dem damaligen Gebrauch entgegen ganz ohne den ſogenannten Bart war und in Folge deſſen zum großen Theil Züge von reinſter Schönheit, aber auch zugleich von ſolcher Strenge und

ſo bleicher Unbeweglichkeit ſehen ließ, daß mehr als Einer in der Verſammlung, wenn er ſie anſtarrte, ſich fragte, ob ſie nicht einem längſt Begrabenen angehören müßten, der aus der Erde und ſeinem Leichentuch herausgeſtiegen, ſich hier geſpenſterhaft in das Carnevalgetreibe gemiſcht habe, um ein wandelndes Gedenk des Todes abzugeben.

Was die Schauerlichkeit dieſer Erſcheinung vermehrte, war, daß ſie ganz ſtumm und lautlos blieb und überall, wo ſie hinkam, um ſich herum eine Art von Kälte erzeugen machte. Es war, als ginge ein kalter Luftzug von ihr aus, der aller Welt um ſie her das Herz mit eiſigem Schauer und einer ungewohnten Bangigkeit erfüllte. Das Gelächter, das Gläſerklingen, das bacchantiſche Jauchzen verſtummte, wo ſie hinkam, nach kurzer Zeit ſo vollkommen und ſehr, daß man nicht ſelten meinte: ihren ſchweren Fußtritt auf dem Parquet dahinſchlurren zu hören.

Es konnte nicht fehlen, daß eine Erſcheinung ſo unheimlicher Art die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden erregte. „Das Geſpenſt der Maskerade," wie der ſchwarze Domino bald genannt wurde, bildete im Nu den Hauptgegenſtand des Geſprächs in allen Gruppen im Saal ſowohl, als in den Foyers, wo bereits eine Menge der Gäſte ſich zu heiterem Mahle niedergelaſſen hatten. Unter ihnen befand ſich auch ein junger Mann,

Victor d'Egrigny, der einzige Sohn einer angeſehenen Familie aus der Provinz, welcher nach Paris gekommen war, um zum erſten Male in ſeinem Leben die Faſchingszeit in der Hauptſtadt mitzumachen. Seine Heiterkeit, ſeine gute Erziehung und nicht minder wohl die großen Summen, die er zu ſeinem Vergnügen aufgehen zu laſſen in Stand geſetzt war, hatten ihm in kurzer Zeit eine Menge Freunde und einen ſtarken Anhang unter den Genoſſen ſeines Alters zugeführt, mit denen er es ſich denn eben bei ſchäumendem Champagner wohl ſein ließ, als die Nachricht von jenem Geſpenſt der Maskerade zu ihm gedrungen kam.

Der wilde Tanz, das bunte Getümmel, die Intriguen leichtſinniger Frauenzimmer hatten im Verein mit dem unabläſſig im Glaſe perlenden Weine den Geiſt des jungen Mannes erregt und erhitzt. Als er daher von neuen Ankömmlingen aus dem Saale die Erzählung von dem geſpenſtiſchen Weſen kaum vernommen, erhob er ſich, um, wie er ſagte, die Bekanntſchaft eines ſo ſeltenen Gaſtes zu machen. „Ich bin Don Juan genug," rief er aus, „um ſogar eine Statue zu Tiſch zu bitten. Auf, meine Granden, folgt mir, damit Ihr ſeht, wie ich meine Einladung anbringe."

Noch hatte Victor d'Egrigny, taumelnd von ſeinem Sitz aufſtehend, das letzte vor ihm befindliche Glas

nicht ganz geleert, als sich plötzlich rings umher ein unheimliches Flüstern und Wispern vernehmen ließ, und seine Freunde auseinanderstiebend ihm zuraunten: „Da ist das Gespenst!"

Das Glas niedersetzend vernahm er das Rauschen eines schweren seidenen Gewandes, das über den Teppich des Foyer-Salons hinglitt, und gleich darauf überhauchte ihn Etwas wie ein eisiger Athem, daß er sich bis in sein innerstes Mark hinein frösteln fühlte.

Es war kein Zweifel, das Phantom mußte in seiner Nähe sein.

Der kalte Luftzug, der Schreck der Freunde, die peinliche Stille, die sich um ihn gelagert, hatten ihn etwas nüchtern gemacht und die Besinnung zurückgegeben. Es geschah daher nicht ganz im vorigen Rausch und Taumel, daß er seine Blicke der Richtung zuwendete, aus welcher das unheimliche Geräusch sich ihm näherte.

Vielleicht wäre er wie die Uebrigen bei Seite gewichen, nachdem er das Gespenst geschaut, wenn der Gedanke dessen, was er noch so eben seinen Kameraden verheißen, ihn nicht angespornt hätte, demselben die Stirn zu bieten.

„Willkommen, Gespenst der Maskerade," sagte er also nach einer Weile, sich Diesem zuwendend. „Setze

Dich zu mir und erzähle mir, ob Du vom Himmel oder der Hölle ſtammeſt, ob Du jung oder alt, glücklich oder unglücklich biſt."

Die Maske that, als hätte ſie dieſe Anrede nicht gehört, und wollte vorüber. Victor d'Egrigny aber vertrat ihr den Weg und fuhr fort: „Warum willſt Du Dich meiner Einladung entziehen? Warum willſt Du wie eine Viſion verſchwinden? Sieh' her, hier iſt ſchäumender Wein, hier ſind köſtliche Speiſen, hier duften exotiſche Gewächſe. Setz' Dich nieder und ſei vergnügt. Die alten Aegypter reichten bei ihren Gaſtmahlen ein kleines hölzernes Mumienbild mit der Aufforderung herum: ſchau Dieſen an und ſei luſtig und trink; wenn Du todt biſt, wirſt Du wie Dieſer ſein. Sei wer Du willſt, ſei der Tod in eigener Perſon, nur um ſo heiterer wollen wir das Leben in Deiner Gegenwart genießen. Alſo komm, komm, Geſpenſt der Maskerade!"

Da der ſchwarze Domino auch hierauf ſchweigſam blieb und Miene machte, ſeinen Weg weiter zu verfolgen, ſo ergriff Victor d'Egrigny ſeinen Arm, um ihn daran zurückzuhalten. Aber ſo raſch er ihn ergriff, ebenſo raſch oder noch raſcher ließ er ihn wieder fahren: denn der Arm war kalt und ſteif, wie es der Arm einer Leiche iſt.

„Wer bist Du, räthselhaftes Wesen?“ rief entsetzt und zurückweichend der junge Mann. Aber statt aller Antwort schritt der schwarze Domino langsam und unheimlich an ihm vorüber zur entgegengesetzten Thüre hinaus.

Als er aus dem Gesichtskreise der in diesem Foyer-Salon Anwesenden sich verloren und in der Menge des nächsten verschwunden war, kamen die Genossen und Freunde Victor's wieder heran, um ihn seines mißlungenen Abenteuers wegen auszulachen und zu verhöhnen.

„Nun, wie steht's?“ scholl es von allen Seiten. „Hat das Gespenst Deine Einladung angenommen, wird es erscheinen?“ — „Aber Du bist ja ganz versteint,“ riefen Andere dazwischen. „Was hast Du? Hat sich Dir das Haupt der Medusa gezeigt?“

„Ein solcher Spaß ist unverschämt,“ sagte Victor d'Egrigny, der sich inzwischen von seinem Entsetzen erholt und vollkommen nüchtern geworden, nun sein Begegniß erzählte. „Diese Maske geht mit ihrem Spiel zu weit und muß dafür ihre Züchtigung erhalten,“ rief er zum Schluß, indem er seine Kameraden aufforderte, ihm den schwarzen Domino suchen und demaskiren zu helfen.

Mehrere riethen davon ab und zogen sich zurück,

die Meiſten aber, geſpannt und begierig, ein Abenteuer zu beſtehen, ſchloſſen ſich lärmend der Expedition an und fingen, Victor an der Spitze, an, ſich an die Verfolgung des Domino's zu begeben.

Eine geraume Zeit durchſtreifte man vergebens die Säle, endlich aber wurde man der Maske wieder gewahr, die, nachdem ſie eine Zeitlang unſichtbar geweſen, plötzlich und unerwartet in der Menge wieder zum Vorſchein kam.

Victor und ſeine Freunde drängten ſich ihren Schritten nach, konnten aber doch nicht ſogleich an ſie kommen, weil ſie ſelbſt, vor der das Entſetzen herzuſchweben ſchien, überall Raum und Paſſage fand, während ſie dagegen nur mühſam ſich durchzuarbeiten vermochten. Wie es im Saale hieß, war auch die Polizei, von dem Grauſen unterrichtet, welches die Erſcheinung überall hervorrief, bereits von anderer Seite her auf dem Wege, ſie gewaltſam aufzuheben und fortzuführen. Da aber Victor und ſeine Genoſſen ſich nicht zuvorkommen und das Abenteuer nicht entwiſchen laſſen wollten, ſo beſchleunigten ſie ihre Verfolgung ſo ſehr, das Gewühl mit Arm und Ellenbogen theilend, daß ſie glücklich das Geſpenſt noch ereilten, als es eben durch eine Seitenpforte entſchlüpfen zu wollen ſchien.

„Steh', Geſpenſt der Maskerade," rief Victor d'Egrigny, „ſteh'. Du wirſt dieſe Säle nicht verlaſſen, ohne uns geſagt zu haben, woher Du kommſt und wer Du biſt."

Der ſchwarze Domino ſtand auf dieſe Anrede hin ſtill; ſagte aber kein Wort.

„Rede, oder wir brauchen Gewalt," ſchrie Victor und viele Andere mit ihm, als das Schweigen der Maske einige Secunden fortgedauert hatte.

Als auch auf dieſe lebhafte und mit der entſprechenden Aktion begleitete Apoſtrophe hin das Geſpenſt keine Sylbe zu vernehmen gab, fingen die Bedränger deſſelben an ihre Drohung wahr zu machen und auf den ſchweigſamen Domino einzuſtürmen. In einem Moment war er umringt und von ſeinen Verfolgern dicht eingeſchloſſen; Victor's Hand aber, Allen voran, bereits an der Maske, um ſie herabzureißen.

In dieſem Moment ertönte eine Stimme tief und dumpf, wie aus dem Grabe.

„Was wollt Ihr?" rief ſie. „Weicht zurück, Wahnſinnige, Ihr wißt nicht, was Ihr thut."

„Keine Phraſen!" rief Victor, der ſich um keinen Preis noch einmal einſchüchtern laſſen wollte. „Du haſt uns lange genug geäfft. Endlich wollen wir wiſſen, woran wir mit Dir ſind. Nimm die Larve

ab und ſag' uns, woher Du kommſt und wer Du biſt."

„Nimm die Larve ab und ſag' uns, woher Du kommſt und wer Du biſt!" riefen die Andern im Chore Victor nach, indem ſie drängender wurden.

„Ihr wollt es!" ſagte dieſelbe tiefe, dumpfe Stimme von vorhin. „Nun wohl, ſo wißt, daß ich direkt von London komme und die Cholera bin, die Euch Alle, Euch Alle verſchlingen wird!"

Das Wort Cholera, in fürchterlich drohendem Tone ausgeſtoßen und weit weg über die Häupter der Umſtehenden bis in die entfernteſten Winkel tönend, brachte einen paniſchen Schrecken unter die ganze Verſammlung. Im Nu ſtob ſie nach allen Seiten ſo haſtig und ſo Hals über Kopf auseinander, daß im Gedränge Hunderte übereinander fallend mit ihrem Geſtöhne und Schmerzgeſchrei ſehr bald die Muſik verſtummen und jede Ordnung unmöglich machten. Hierhin, dorthin wogte die Menge, und hier wie dort verſperrten ſich die Ausgänge, vermehrte ſich der Tumult. Indeß ſollte dieſer noch lange ſeinen Gipfel nicht erreicht haben.

Als das Geſpenſt der Maskerade, kurz nachdem es ſich als die Cholera zu erkennen gegeben, man weiß nicht wie und wohin verſchwunden war, ſahen Victor's

Freunde Dieſen in Krämpfen zuſammen ſinken. So ſehr ſich die Umſtehenden auch bemühten, ihn vom Boden aufzuraffen, dennoch gelang es ihnen nicht, und erſt als ein ganzer Strom von Menſchen ſtolpernd und fallend, weinend und fluchend ſich über ihn hingewälzt, konnten die Zurückkehrenden bei dem endlich dünner werdenden Gedränge ihn unter den Füßen der Enteilenden aufraffen. Aber wer beſchreibt ihr Entſetzen, als ſie ihn endlich zerſtampft, zerfleiſcht, zertreten und blutig in die Höhe hebend, ganz blau im Geſicht und mit Schaum vor dem Munde, ſtöhnen hören: „Flieht, flieht; ich bin das erſte Opfer; ich habe die Cholera!"

Von da ab war die Verwirrung ohne Maß und Grenzen. Angſt- und Schmerzgeheul durchtönte den Saal, in dem Männer ihre Frauen, Frauen ihre Schweſtern, Schweſtern ihre Genoſſinnen ſuchten und hier und da nicht nur die im Gewühle Niedergetretenen, ſondern auch andere: luſtige Arlequine, bunte Columbinen, von tauſend Band und Flittern glänzende Masken lagen, denen man nur allzuſehr anſah, daß ſie von der Cholera bereits ergriffen waren.

„Mehrere Wagen voll Menſchen," ſchreibt Heinrich Heine in ſeinem Buche „Franzöſiſche Zuſtände," in dem er dieſes Tages Erwähnung thut, „fuhr man von der Redoute gleich nach dem Hôtel-Dieu, dem Central-

Hospitale, wo sie, in ihren abenteuerlichen Maskenkleidern anlangend, gleich verschieden. Da man in der ersten Bestürzung an Ansteckung glaubte, und die älteren Gäste des Hôtel-Dieu ein gräßliches Angstgeschrei erhoben, so sind jene Todten, wie man sagt, so schnell beerdigt worden, daß man ihnen nicht einmal die buntscheckigen Narrenkleider auszog, und lustig, wie sie gelebt haben, liegen sie auch lustig im Grabe."

Die Schauerscenen, die der eben geschilderten in Paris zu jener Zeit folgten, kann man leicht in dem citirten Buche des angeführten Autors nachlesen. Sie waren der Art, daß man einen Augenblick zu dem Wahne kommen konnte, daß das Strafgericht des Ewigen über Paris hereingebrochen und das Ende der Welt gekommen sei.

Ueber das Gespenst auf der Maskerade ward, auch bei den eifrigsten und sorgfältigsten Nachforschungen der damaligen Regierung, niemals das Mindeste ermittelt, und so wird es wohl für alle Zeiten ein Geheimniß bleiben, wenn nicht später vielleicht einmal die Aufzeichnungen eines Reuigen den Schleier darüber lüften. Der „Constitutionnel" jener Tage hat dies, wie viele andere traurige Manöver, den Anhängern Karl's X. zugeschrieben und geäußert: „eine Partei, die immer durch die Waffen besiegt, durch feige

Bayerische Staatsbibliothek München

Mittel sich immer wieder erhob, die immer nur durch das Unglück Frankreichs zu Glück und Macht gelangte, kann allerdings, eine neubegründete Herrschaft zu stürzen und die Zustände unter ihr zu verwirren, auch zu solchen Mitteln ihre Zuflucht nehmen."

Diana Brancaccio.

Gian Pietro Carafa, der am 23. Mai 1555 zum Papſt erwählt worden war und ſich als ſolcher Paul der Vierte nannte, muß in der Geſchichte des heiligen Stuhls ohne Zweifel als einer der merkwürdigſten Männer gelten. Ungeachtet der achtzig Jahre, die er zählte, erwies er ſich überall energiſch und ſo unternehmend und kühn, als es nur irgend einer ſeiner jüngeren Vorgänger zu ſein hatte wagen mögen oder können. Er iſt, wie Alfred von Reumont in ſeinen Beiträgen zur italieniſchen Geſchichte ſagt, der letzte Papſt geweſen, welcher aus höheren politiſchen Gründen einen Krieg unternommen hat, einen Krieg, der, mit größeren Mitteln und durchgreifenderer Konſequenz geführt, die politiſche Geſtaltung Italiens hätte ändern können. Hätte Frankreich den Kampf des Jahres 1557, in welchem Paul der Vierte es mit dem Koloß der ſpaniſchen Macht aufnahm, mit dem Eifer und kriegeriſchen Nachdruck unterſtützt, die der heilige Vater nicht nur

wünſchte, ſondern auch mit Recht glaubte erwarten zu dürfen, da der franzöſiſchen Krone an der Demüthigung dieſes Gegners ja ſo viel als ihm ſelbſt gelegen ſein mußte, ſo würde Herzog Alba niemals bis vor die Thore Roms gerückt ſein und dort mit ſeinem ſchweren Fußtritte die großartigen Pläne des Vatikans in den Staub getreten haben.

War nun aber Paul der Vierte ſchon vordem finſter, ſtreng und nicht ſelten leidenſchaftlich heftig geweſen, ſo wurde er dies jetzt, nachdem er durch politiſches Ungeſchick und ſaumſelige Unterſtützung ſeiner Bundesgenoſſen alle Ausſicht auf die Erreichung und Durchführung ſeines ehrgeizigen Vorhabens hatte aufgeben müſſen, noch um Vieles mehr. Das kleinſte Verſehen konnte ihn erbittern, der geringſte Fehltritt ihn zu ſchonungsloſer Härte gegen ihm naheſtehende Perſonen, ja ſelbſt gegen Mitglieder ſeiner eigenen Familie treiben, die damals hauptſächlich aus drei Neffen, den Söhnen ſeines verſtorbenen Bruders Giovan Alfonſo, Grafen von Montorio, und deren Angehörigen beſtand.

Der jüngſte derſelben, Carlo Carafa, der zuerſt unter den Farneſen und dem Marcheſe del Vaſto in Piemont und Deutſchland gekämpft, hatte ſich von Spanien nicht genug anerkannt geſehen und war in Folge deſſen in franzöſiſche Dienſte getreten. Als ſein Ohm Papſt wurde, verließ er dieſe, um ſich Jenem

anzuſchließen, deſſen politiſche Ideen er ganz und gar theilte, und welcher beſonders in dem Haſſe gegen Spanien mit ihm harmonirte. Nachdem er erſt Johanniterprior von Neapel geworden, wurde er zuletzt Kardinal und als ſolcher derjenige Verwandte, welcher den meiſten politiſchen Einfluß im Rathe des heiligen Vaters ausübte. Er hatte aber zu Anfang Septembers 1557 mit dem Herzog von Alba den Frieden von Cavi unterzeichnet, und wenn dieſer Friede ſchon nicht dazu beigetragen, den Kardinal bei dem Papſte in größere Gunſt zu ſetzen, ſo thaten dies die Verhandlungen noch weniger, welche der Kardinal zu Brüſſel mit dem Könige Philipp ſelber pflog, und bei denen der heilige Stuhl, der Meinung des Papſtes und aller Römer nach, überall zu kurz und nur allein das eigene Intereſſe Carlo Carafa's nicht in Nachtheil gekommen war.

Von dieſer Zeit an war Paul der Vierte auch mißtrauiſch und ergrimmt gegen die Glieder ſeiner Familie, von denen einige und darunter auch ſeine beiden anderen Neffen, Giovanni Carafa, Graf von Montorio, und Antonio, Marcheſe di Montebello, niemals ſehr viel von ſeiner Gunſt und ſeinem Zutrauen beſeſſen, obſchon er den Erſteren zum Herzog von Paliano gemacht und auch dem Andern reiche Beſitzthümer und Lehen zugewendet hatte.

Der Letztere, der roh und jähzornig war, hatte in

zweiter Ehe, gegen den Willen des Papſtes, eine Frau aus dem Hauſe Brancaccio genommen und ſich dadurch die volle Ungnade des Oheims zugezogen. Der Herzog von Paliano, der hingegen gemäßigten und einnehmenden Weſens war, ſchadete ſich dadurch ſehr in den Augen des heiligen Vaters, daß er noch mehr als ſein Bruder Antonio den Carafa'ſchen Familien-Traditionen treu und gut ſpaniſch geſinnt blieb. Er hatte eine Violante Diaz Garloni aus einem dem Urſprunge nach ſpaniſchen Hauſe, dem der Grafen Alife, zur Gemahlin genommen, und ſo ergeben war er der Politik Kaſtiliens, daß er einmal in der Verfechtung derſelben gegen den Kardinal Carafa in der Engelsburg und unter den Augen des Papſtes ſelbſt auf Jenen den Degen zückte.

Hatte nun ſchon dieſer Vorgang Paul den Vierten gegen den Herzog von Paliano ergrimmt gemacht, ſo kam bald darnach 1559 noch ein öffentlicher Skandal hinzu, der ſeinem Verdruſſe gegen Jenen vollends die Zügel ſchießen machte. Andrea Lanfranchi, der Geheimſchreiber des Herzogs, hatte zu Ehren des ausſchweifenden Kardinals Innocenzo del Monte ein glänzendes Nachtmahl gegeben, und damit es dabei nicht an weiblicher Geſellſchaft fehle, auch eine der berühmteſten Courtiſanen Roms, La Martuccia mit Namen, dazu eingeladen.

Zu den eifrigſten Verehrern dieſer artigen Dame gehörte ein gewiſſer Marcello Capece, ein junger Neapolitaner aus angeſehener Familie, weitläufig mit den Carafa's verwandt und ſeit längerer Zeit als Stallmeiſter in Dienſten des Herzogs von Paliano, deſſen hervorragende Stellung und großen Reichthümer ihm wohl erlaubten, Edelleute vom erſten Adel in den Sold ſeines Hauſes zu nehmen. Als dieſer am Abend jenes Nachtmahls ſeine Angebetete vergebens überall, wo er ſie zu finden glauben konnte, geſucht hatte, von dem Feſteſſen beim Lanfranchi hörte und Gian Lodoviko Pio, den er als ſeinen Nebenbuhler kannte, als dazu Eingeladenen nennen hörte, muthmaßte er ſogleich, daß auch die Martuccia hinzugezogen worden ſein möchte. In dieſer nur allzu richtigen Vorausſetzung machte er ſich denn auch ſogleich mit einem Haufen bewaffneter Leute ſeines Herrn dahin auf den Weg. Im Hauſe Lanfranchi's angekommen, ward er von der luſtigen Geſellſchaft gaſtlich aufgenommen und zum Sitzen eingeladen. Nachdem er Etwas von den Speiſen genoſſen und ein paar Gläſer feurigen Weines getrunken, fiel ihm jedoch plötzlich die Abſicht wieder ein, die ihn zu dem Gelage geführt hatte, und nachdem einige Winke und Zeichen, die er der Martuccia gegeben, von dieſer unberückſichtigt geblieben, ſtand er kurz angebunden von ſeinem Platze auf, um ſie mit Gewalt mit ſich

hinweg zu führen. Dies wollte ſich aber natürlich der Nebenbuhler nicht gefallen laſſen. Aufſpringend und das Schwert ziehend, ſtürzte er ſich augenblicklich erhitzt auf Capece, der nun ebenfalls den Degen zog und die Leute des Herzogs, da er auch Andere in der Geſellſchaft gegen ſich Partei ergreifen ſah, zu ſeinem Schutze herbeirief.

Wie ſich von ſelbſt verſteht, ergab ſich hieraus bald ein großer Tumult, und obſchon er weiter keine blutigen Folgen hatte, erregte er doch ſo großen Lärm in der Stadt, daß das Gerücht davon zu den Ohren des Papſtes drang.

Der Papſt, gereizt wie er war, ließ die Carafa's zu ſich rufen und machte ihnen die bitterſten Vorwürfe über das Benehmen ihrer Diener; damit aber nicht zufrieden, drohte er in einer Kongregation der Inquiſition dem Kardinal del Monte den rothen Hut zu nehmen, weil er auf offener Straße ſich für eine übel berufene Dirne geſchlagen. Der Kardinal Pacheco, einſt Vicekönig Neapels und in weltlichen wie in geiſtlichen Dingen gleich bewandert, wie wegen ſeiner Sittenſtrenge geachtet, nahm hierauf, wie Reumont nach den Aufzeichnungen jener Tage berichtet, das Wort und ſuchte del Monte ſo gut es ging zu entſchuldigen. Aber der Papſt unterbrach ihn und rief, gegen Alle gewandt: „Reform! Reform!“ ein Wort, das er ſtets

im Munde führte. „Heiliger Vater," erwiederte Pacheco, „die Reform muß bei uns ſelber beginnen."

Dieſe kühne Aeußerung, deren Deutung nahe lag, hatte auf den ſittenſtrengen, ascetiſchen und ohnehin erbitterten Greis eine ganz außerordentliche Wirkung. Er ſah ſich im Geiſt durch die Unordnungen und Laſter ſeiner Familie um Anſehn und Reſpekt gebracht und entſchloß ſich daher, um ſich die Achtung ſeiner Würde zu bewahren oder neu zu erobern, wenn er ſchon davon eingebüßt haben ſollte, ein ſtrenges Exempel zu ſtatuiren. Im Konſiſtorium vom 27. Januar entſetzte er ſeine Neffen aller ihrer Aemter und verwies ſeine ſämmtlichen Verwandten aus Rom, den Kardinal nach Civita-Lavigna im Albanergebirge, den Herzog auf das Gebiet von Viterbo, alſo auf ſeine Schlöſſer Soriano und Galleſe, den Marcheſe nach ſeiner Beſitzung Montebello.

Wie man ſich denken kann, waren ſie nicht wenig ergrimmt über dieſe Verbannung, die ſie mitten in der Strenge des Winters den Glanz ihrer römiſchen Paläſte und den verſchwenderiſchen Luxus der großartigen Lebensweiſe des hohen römiſchen Adels von damals mit der Todesſtille einſamer Kaſtelle zu vertauſchen zwang. Heute noch, ſchreibt Reumont, nach ſo vielen und ſtürmiſchen Umwälzungen, iſt Rom die ariſtokratiſchſte aller Städte in ihren Bauten, Einrich-

tungen, Traditionen und Sitten — man denke ſich, was es im 16. Jahrhundert war, wo Prinzen aus allen regierenden Häuſern Italiens, Savoyen, Eſte, Medici, Gonzaga, Della Rovere, Farneſe, Pico, Cybo den Kardinalspurpur trugen, und die römiſchen Großen mit den auswärtigen Fürſtenhöfen an Pracht der Paläſte, an Zahl der Angehörigen, der Klienten, der Garden und Dienerſchaft, an Reichthum und Luſt an glänzendem Treiben wetteiferten!

Daraus mit einem Schlage hinweg gewieſen zu werden, war für die verwöhnten und auf ihr Anſehn ſtolzen Caraſa's keine Kleinigkeit, beſonders für den Herzog von Paliano nicht, der ein großartiges Haus ausmachte und es liebte, ſich mit fürſtlichem Glanz und Pomp zu umgeben. Um Rom ſeinen Abgang empfindlich zu machen, ſuchte er Alles, was ihm anhing, daraus zu entfernen und nach Soriano zu ziehen, wo er einen förmlichen Hof hielt, während ſeine Gattin ſtill und zurückgezogen in Galleſe wohnte.

Dieſe Gattin liebte er, heißt es, ſo viel er zu lieben vermochte; doch war er ihr gegenüber keineswegs vorwurfsfrei. Die ausgelaſſene Lebensweiſe der Zeit, das wilde Treiben in Rom, welches ungeachtet der eignen Sittenſtrenge des Papſtes und der durchaus geiſtlichen Richtung, die er dem Pontifikat wieder gegeben, immer noch fortdauerte und durch die unabhängige Stellung

des Lehnadels und die Begünstigung der päpstlichen Familienglieder gefördert ward, hatte den Herzog von Paliano zu manchen Fehltritten und Untreuen gegen Violante verleitet, die das wohl wußte und dadurch gekränkt Trost und Entschädigung in dem Reiche der Dichtkunst suchte.

Sie war von großer Schönheit und nicht geringen geistigen Anlagen. Durch Lektüre und Uebung hatte sie ihr von Natur gutes Gedächtniß so geschärft, daß es ihr ein Leichtes war, zahlreiche Sonette Petrarka's und die Ottaven des Rasenden Rolands zu recitiren. Auch Novellen soll sie mit Geist und Anmuth erzählt und in diesem Genre, was für die Züchtigkeit ihres Wesens spricht, die des Pecorone von dem alten Ser Giovanni Fiorentino dem kunstvolleren Boccaccio vorgezogen haben. Ihre Unterhaltung rühmt man als geist- und taktvoll und bezeichnet sie als überhaucht von dem Reize einer zarten Melancholie, die sich im Glanz und Luxus ihres Lebens wahrscheinlich aus Schmerz über die Untreue ihres Gatten früh in ihr ausgebildet hatte.

Da Frauenerscheinungen solcher Art auf junge, feurige und ritterlich schlagende Männerherzen immer einen besonderen Eindruck hervorzubringen pflegen, so war denn auch Violante nicht ohne enthusiastische Anhänger und Verehrer geblieben, als deren wärmster und begeistertster sich vor Allen jener Marcello Capece

hervorthat, der Urheber des Straßentumults und Liebhaber der galanten Schönheit, La Martuccia. Außer durch die Vornehmheit seiner mit den Carafa's verwandten Abkunft hatte ihn die Natur mit Geist und Schönheit begünstigt. Nach Rom gekommen, dort sein Glück zu machen, war er von den seltenen Reizen und der bezaubernden Liebenswürdigkeit Violantens so gefesselt worden, daß er alle Aussichten auf eine glänzendere Laufbahn aufgab und als Stallmeister in die Dienste des Herzogs trat, nur um das Glück und die Vergünstigung zu genießen, öfterer in ihre Nähe zu gelangen. Da dies indeß immer nur vor Zeugen geschah und ihn die Strenge und Kälte der Herzogin stets ihr gegenüber in gewissen Schranken hielt, so hatte er sich so gut es ging durch Antheil an dem tollen Treiben der römischen vornehmen Jugend zu zerstreuen und seiner Leidenschaft eine andere Richtung zu geben gesucht.

Der plötzliche und unerwartete Sturz Paliano's brachte in das Alles aber bald eine Aenderung und zwar hauptsächlich durch die Vermittelung einer gewissen Diana Brancaccio, einer nahen Verwandten der Marchesa von Montebello, die, wie wir bereits gemeldet, den Namen Brancaccio vor ihrer Verheirathung getragen hatte.

Diana muß zur Zeit der Verbannung, welche die

Carafa's traf, ungefähr dreißig Jahre gezählt haben. Den Schilderungen nach, die uns über sie aufbewahrt sind, kann sie niemals schön gewesen sein; denn diesen zufolge wurde der finstere Ausdruck ihrer Züge noch durch rothes Haar und einen unheimlichen Blick ihrer grauschwarzen Augen gesteigert. Härte, Grausamkeit und männliche Charakterstärke lagen in den scharfen und eckig geschnittenen Linien ihres Gesichts deutlich ausgeprägt. Obgleich aus einer Familie, die an Adel des Geschlechts wenigen nachstand, hatte sie dennoch, wie es heißt, früh die Tücken eines veränderlichen Schicksals erfahren und eine trübe und wechselvolle Jugend verleben müssen. Mitten in Luxus und Pracht, an einer in Italien herrschenden Seuche kurz nach einander Vater und Mutter, so wie zwei jüngere Geschwister verlierend, kam sie unter die Vormundschaft eines geizigen Verwandten, der sie einem seiner Söhne, einem garstigen und lüderlichen Menschen zur Gattin so gewaltsam aufzwingen wollte, daß sie, kein anderes Rettungsmittel als die Flucht ersehend, heimlich des Nachts aus seinem Hause entwich und sich in die Obhut eines Klosters begab, bis sie sich ihrem Oheim Tibaldo Brancaccio, dem Vater der nachherigen Marchesa von Montebello, zum Schutz und zur Wahrung ihrer Interessen anvertraute. Hier hatte sie bessere, wenn auch freilich nicht eben glücklichere Tage zu erleben. Beatrice

und Francesca Brancaccio, die beiden Töchter ihres Oheims, waren reizende Erscheinungen und mußten natürlich ihre minder günstig von der Natur bedachte und ausgestattete Cousine sehr in Schatten stellen. Nichtsdestoweniger hatte sie doch einen Geliebten, einen jungen Edelmann Domiziano Fornaro, gefunden, der, wie es hieß, sie heirathen wollte. Allein kurz vor der Verbindung mit ihm waren durch die Bewerbung des Marchese von Montebello um Francesca Brancaccio plötzlich die Carafa's in dem Hause ihres Verwandten und unter ihnen natürlich auch der Herzog von Paliano eingeführt worden, der damals noch Graf von Montorio war, Dieser erwies, man weiß nicht recht aus welcher Caprice, Diana eine Zeit lang besondere Aufmerksamkeit und veranlaßte sie dadurch zu dem Glauben, daß er auf sie die nämliche Absicht habe, die sein Bruder auf ihre Cousine hatte. Ehrgeizig und stolz, wie sie war, schien ihr der erlauchte Graf dem armen Domiziano Fornaro, der sie vielleicht nur ihres Geldes wegen nahm, weit vorzuziehen, und so kam es, daß sie das Verhältniß mit ihm fallen und ihn ruhig nach Neapel ziehen ließ, wo er verscholl. Kaum aber war er fort und Francesca mit dem Marchese vermählt, so zog sich Giovanni Carafa, unbekümmert um Alles, was sie ihm geopfert, von ihr zurück, um kurz darnach Violante Diaz Garloni zu heirathen.

Diana Brancaccio war darüber außer sich und schwür sich zu rächen. Da sie aber von Jugend auf unter fremden Menschen gelebt und sich gewöhnt hatte, ihre Empfindungen zu beherrschen und ihrer Umgebung zu verheimlichen, so wußte sie auch jetzt ihre feindselige Gesinnung gegen die Carafa's und insbesondere gegen den inzwischen zum Herzog von Paliano erhobenen Grafen von Montorio so glücklich zu verbergen, daß dieser gern darein willigte, sie nach dem Tode ihres alten Oheims zur Gesellschafterin seiner Gemahlin zu machen.

Die Herzogin, welche, gut und weichherzig, in Diana ein alterndes, von aller Welt wegen ihrer Häßlichkeit verlassenes Mädchen sah, nahm sie mit außerordentlicher Güte und Freundlichkeit bei sich auf, ohne Ahnung, daß sie in ihr ihren eigenen und ihres ganzen Hauses bösen Genius bei sich empfange. Das Haus der Carafa's zu stürzen und namentlich den Herzog von Paliano mit allen den Seinen in Tod und Verderben zu jagen, war nämlich von da ab der einzige Gedanke und das alleinige Augenziel Dianens, das sie mit einer wahrhaft Schauder erregenden Konsequenz durch ihr ganzes Leben hindurch und zwar so still und versteckt verfolgte, daß keines ihrer Opfer die Hand zu entdecken vermochte, die all' dies Unheil über sie brachte.

In Rom hatte sie geflissentlich den Zwiespalt genährt,

der zwiſchen dem Kardinal und den beiden andern Brüdern beſtand. Den Marcheſe beherrſchte ſie durch ihre Kouſine, die den Papſt und Kardinal haßte, weil ſich der Erſtere gegen die Ehe ſeines Neffen mit ihr erklärt hatte, und auch auf den Herzog war ſie durch Vermittelung ſeiner Gattin nicht ohne Einfluß. Vermöge ihres Geldes wußte ſie ſich aber auch Mittel und Wege zu verſchaffen, durch die ſie ſich zugleich auf den Papſt eine Art von Einwirkung ſicher ſtellte. Sie beſaß in deſſen unmittelbarer Nähe ein paar bezahlte Kreaturen, die Paul dem Vierten alle ſchlechten Streiche der Carafa's zutrugen und dieſen gegen ſeine Familie dadurch nur immer mehr erbittern mußten.

Der öffentliche Skandal, welcher durch die Diener und Söldlinge des Herzogs erregt worden war, kam ihr auf's Gelegenſte zu Statten und wurde von ihr auf's Beſte benutzt, die Erbitterung des Papſtes gegen die Seinen den höchſten Grad erreichen zu laſſen. Die Amtsentſetzung und Verweiſung der Carafa's war, wie man ſagen kann, in mehr als einer Beziehung ihr Werk. Einerſeits ging ſie den Herzog flehentlichſt an, Lanfranchi und Capece, die dieſer hatte in Verhaft nehmen laſſen, wieder in Freiheit zu ſetzen, und kaum, daß dies geſchehen, ſo benutzte ſie die Thatſache auch ſogleich, um andererſeits den Papſt durch ihre Geſchöpfe aufhetzen und ihm die Freilaſſung der Uebelthäter als

einen Hohn gegen seinen Zorn darstellen zu lassen. So geschickt hin und wieder manöverirend, führte sie die Katastrophe herbei. Allein damit war ihr Verlangen nach Rache noch keineswegs gestillt, sondern gewissermaßen nur das Vorspiel zu der furchtbaren Unternehmung gegeben, über welcher ihr dämonischer Geist brütete. Der nächste Akt schon sollte ein weit entsetzlicherer werden und die arme Herzogin von Paliano die tragische Heldin darin sein.

Kaum nämlich war der Herzog auf Soriano und die Herzogin in Gallese eingerichtet, als sie auch sogleich die Liebe Capece's, welche sie längst errathen und wahrgenommen, für ihren Racheplan auszubeuten begann. Sie hatte diesen Ritter selbst vom Herzoge zur Bewachung des Schlosses, in dem sie mit ihrer Herrin Sitz genommen, erbeten und benutzte nun die Stille und Einsamkeit des Landlebens, sich völlige Sicherheit über seine unglückselige Neigung zu verschaffen. Zu diesem Zwecke wußte sie es geschickt so einzurichten, daß Marcello sich eines Tages, da die Herzogin ihn hatte rufen lassen, um ihm irgend einen Auftrag zu ertheilen, sich mit dieser, nur von Diana von einem Nebenzimmer aus belauscht, allein befand. Von seiner alten Leidenschaft bei dieser unverhofften und so sehnlich erwünschten Zusammenkunft übermannt, stürzte er sich mit dem Geständnisse seiner Liebe ihr zu Füßen. Die Herzogin,

zuerſt erſchreckt von dem ſtürmiſchen Ausbruch ſeines Gefühls, war einen Augenblick ſtumm und ließ ihn gewähren. Als ſie ſich jedoch nur ein wenig erholt hatte und ſo weit zu ſich gekommen war, daß ſie ihrer Sprache wieder mächtig war, frug ſie ihn voll ſtrengen Ernſtes, ob irgend Etwas in ihrem Benehmen, in ihren Blicken oder Worten ihm den Anlaß zu dieſer Kühnheit habe geben können. Und als er dies kleinlaut und verlegen verneinte und ſie zitternd um Vergebung bat, fügte ſie hinzu, daß ſie verzeihen wolle und müſſe, da ſie ihn nothwendig in dieſem Augenblicke nur für einen von Wahnſinn Ergriffenen zu halten im Stande ſei. Aber er möge ſich hüten, ſich nicht noch einmal davon befallen zu laſſen, da ſie ſonſt ohnfehlbar ſich genöthigt ſehen würde, ihrem Gatten davon Anzeige zu machen, um bei dieſem darauf zu dringen, daß ſeiner Vermeſſenheit die gebührende Strafe werde. Hiermit ſich entfernend, ließ ſie Marcello beſchämt und beſtürzt durch die Abfertigung, die er erhalten, zurück. Diana aber triumphirte in ihrem Verſteck, die Fäden für den Knoten einer Intrigue gefunden zu haben, durch die ſie die argloſe Frau und zugleich das häusliche Glück des Herzogs ſo gewiß zu vernichten hoffen konnte, als es ihr bereits mit ſeinem weltlichen gelungen war.

Sie hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als der Herzogin bei jeder Gelegenheit von Capece zu sprechen. Bald rühmte sie seine männliche Schönheit, bald seine ritterliche Tapferkeit, dann auch wieder sprach sie von seiner Melancholie, indem sie die Vermuthung laut werden ließ, daß er ohnfehlbar eine unglückliche Liebe im Herzen tragen müsse. Violante hörte eine lange Zeit dies immer wiederkehrende Geschwätz ruhig mit an, als aber Diana eines Tages sogar merken ließ, der arme Marcello habe schon mehrfach die Absicht merken lassen, sich um's Leben zu bringen, so hielt sie nicht länger an sich und erzählte, was sie mit Capece erlebt, indem sie die Freundin und Vertraute bat, den Unglücklichen, so gut es gehe, zu trösten und von seinem frevelhaften Vorhaben, wenn irgend möglich, abzubringen.

Diana, die darauf nur gewartet, ließ Capece, der wirlich seit jenem unseligen Auftritte sehr niedergeschlagen und betrübt erschien, augenblicklich zu sich rufen, um ihm, indem sie that, als wisse sie gar Nichts von dem Vorgegangenen, alle nur mögliche Hoffnung zu geben. „Die gute Herzogin," sagte sie unter Anderem, „ist außerordentlich besorgt um Euch, Capece, und hat mich beauftragt, da sie fürchtet, Ihr möchtet Euch ein Leid anthun, so viel ich vermag auf Euer Gemüth zu

wirken. Theilt mir nun also vor Allem mit, was Euch fehlt oder Euch so tief unglücklich macht, damit ich Euch nach Kräften rathen und helfen kann."

Capece, der natürlich Ausflüchte machte und den wahren Grund seiner Niedergeschlagenheit und Verstimmung hinter einigen gleichgültigen Vorwänden verbarg, ward von diesen Worten, wie sich Jeder wird denken können, auf's Entzückendste berührt. „Da meine Traurigkeit und Reue sie rührt," dachte er bei sich selbst, „so kann ich ihr wenigstens nicht ganz gleichgültig oder verhaßt sein. Vielleicht, vielleicht . . ." Er wagte diesen Gedanken bei sich selbst nicht auszudenken, aber Diana, die ihn deutlich in seinen Blicken und Mienen las, und welcher es besonders daran lag, ihn in seinen gefährlichen Voraussetzungen zu bestärken, redete ihm nun so viel von der theilnehmenden Sorge und den aufmerksamen Nachfragen ihrer Gebieterin seinetwegen vor, daß er zuletzt, die Mittheilungen Dianens für arglosses Geschwätz haltend, in allem Ernste daran glaubte, die schöne Herzogin für sich gewonnen zu haben.

Natürlich war es gerade das, was Diana wünschte. Capece, durch das Gespräch der Brancaccio auf's Neue kühn und in den Bewerbungen um die Gunst Violantens voll Hoffnung gemacht, drängte sich mehr denn je in deren Nähe, und sie, die in der That von der listigen Zunge ihrer Verderberin etwas Mitleid für Jenen ge-

wonnen, wagte es nicht, ihn mit Unwillen zurück zu stoßen, weil sie befürchtete, ihn dadurch zum Aeußersten zu treiben.

Als die Dinge so weit gediehen waren, und Diana sah, daß sich nun mit einiger Sicherheit in ihrem Plane weiter operiren lasse, benutzte sie jede sich darbietende Gelegenheit, bei dem Herzog von Paliano die Treue seiner Gemahlin in Zweifel zu bringen. So oft dieser von Soriano nach Gallese zum Besuch herüberkam und mit Diana zusammentraf, lag sie ihm mit leisen Verdächtigungen und versteckten Anklagen so unausgesetzt und unermüdlich im Ohr, daß er, der zuerst gar nicht darauf achten wollte, zuletzt doch aufmerksam werden mußte und eines Tages in die Verleumderin drang, ihm über diesen Punkt die volle Wahrheit zu sagen. Diana stellte sich betroffen und zögerte. „Habt nur nicht gleich das Schlimmste im Sinne," rief sie unter heftig hervorbrechenden Thränen aus, „gewiß ist unsere theure Herzogin nicht so schuldig, als sie scheint. Capece verfolgt sie, wo sie geht und steht, und hat sich das Leben zu nehmen geschworen, wenn sie ihn nicht erhöre. Es geschieht nun gewiß nur aus Mitleid, daß sie ihn jetzt so viel um sich sieht und ihn immer in ihrer Begleitung hat. Sie will nicht Schuld an seinem Tode sein."

Dies reichte hin, den Herzog argwöhnisch zu machen.

Seine Gattin hatte ihm noch niemals Urſache zu einer Klage gegeben, und auch jetzt glaubte er durchaus noch nicht, den Grund für eine ſolche gefunden zu haben; indeß meinte er denn doch, einige Vorſicht anwenden und Violante beobachten laſſen zu müſſen. Zu dieſem Ende befahl er einem andern Edelmanne aus ſeinem Gefolge, einem gewiſſen Pietro Ceſari, das Benehmen Capece's zu überwachen und ihm über Verdächtiges augenblicklich Nachricht zu geben.

Dieſer Pietro Ceſari, wie es ſcheint, ſchon vor oder wenigſtens bald nach der Betrauung mit dieſem Auftrage von Diana beſtochen, ließ ſeine Spionirerei ſich ſehr angelegen ſein, ſchrieb dem Herzoge faſt täglich etwas Auffallendes über das Verhältniß Capece's zur Herzogin und gab ihm endlich geradezu die Nachricht, daß ſie beinahe allabendlich im Schlafzimmer der Letzteren heimliche Zuſammenkünfte hätten. Das empörte den Herzog. Noch an demſelben Tage, da er die Nachricht erhalten, warf er ſich zur Zeit des Dunkelwerdens auf's Pferd und kam von Soriano nach Galleſe herüber. Eben nur in den Hof geſprengt und aus dem Sattel geſtiegen, ſtürmte er die Marmortreppe hinauf in das Schlafgemach Violantens hinein. Sie lag auf dem Ruhebette, damit beſchäftigt — wie ſich ſpäter auswies, eine Geldausgabe — niederzuſchreiben.

Marcello ſtand einige Schritte von ihr entfernt. Eine Kammerfrau war zugegen.

Marcello und die Herzogin wechſelten die Farbe, als ſie den Carafa eintreten ſahen. Dieſer, die Zeichen von Verwirrung gewahrend und das Niederſchreiben und die, wie ihm ſchien, nur eben erſt herbeigerufene Kammerfrau für täuſchende Vorwände haltend, warf ſich ſogleich auf Capece, faßte ihn an der Kehle und riß ihn in ein anſtoßendes Gemach, wo er ihm gebot, Degen, Dolch und jede ſonſtige Waffe von ſich zu werfen. Nachdem dies geſchehen, rief er nach Wache und ließ den Verhafteten ſofort nach Soriano hinüberführen. Das Gleiche geſchah mit der Kammerfrau. Zu Violante ging der Empörte nicht mehr zurück. Aber Diana ließ er kommen, um ihr ſeinen Dank für ihre Warnung zu ſagen und ihr anzuzeigen, daß ſeine Gemahlin von jetzt ab unter ſtrengem Gewahrſam gehalten werden ſolle.

Diana Brancaccio, die um das Vorgegangene nicht nur wußte, ſondern es auch ganz allein herbeigeführt hatte, warf ſich flehend und händeringend vor dem Herzoge nieder, indem ſie die Unſchuld der bedrohten Gebieterin betheuerte und ihn beſchwor, weder zu raſch, noch zu hart gegen die Unglückliche zu verfahren. Sie konnte das wohl thun, weil ſie, die Erregtheit und

Wuth des Herzogs ſehend, mit Beſtimmtheit annehmen konnte, daß ihre Fürbitte ſeinen Zorn nicht mildern, ſondern, wie man zu ſagen pflegt, nur Oel in die Flamme gießen würde. Und in der That, je mehr ſie bat, nur um ſo erboßter wurde er. „Still, ſtill!“ rief er zuletzt, „ich will Nichts weiter über die Sache vernehmen. Das Verhör wird das Weitere ergeben. Weh' den Beiden, wenn ſie ſchuldig ſind. Ein Carafa läßt ſich nicht unbeſtraft beſchimpfen.“

Obſchon dieſe Worte eine wahre Muſik in den Ohren Dianens waren, verrieth ſie doch auch in keiner Miene, in keinem Zuge ihres Geſichts das große Vergnügen, das ſie darüber empfand. Ganz betrübt und aufgelöſt in Thränen vielmehr ging ſie zu ihrer in Angſt und Entſetzen zurückgebliebenen Herrin, um dieſer Beiſtand und Troſt zu bringen. „Erſchreckt nur nicht, Herzogin,“ ſagte ſie, „und laßt Euch nicht bange ſein. Irgend ein ſchändliches Geſchöpf hat Euch bei dem Herzoge verleumdet. Aber ſeid ruhig. Eure Unſchuld ſoll an den Tag, dafür laßt mich ſorgen, mich, die Euch wahr und von Herzen liebt und von Eurer Reinheit wie von der Gnade Gottes überzeugt iſt.“

Nachdem ſie ſo geſprochen und die weinende Violante etwas beſänftigt, begab ſie ſich fort, um ſogleich an ihre Kreaturen in Rom zu ſchreiben und durch dieſe

die ganze Sache ausbringen zu laſſen. Nur ein paar Tage dauerte es, ſo wußte die ganze Welt um die Schmach, die dem Herzoge widerfahren. Der ſittenſtrenge Papſt entſetzte ſich darüber in einem ſo heftigen Grade, daß er erkrankte und von da an nie wieder ſeine völlige Geſundheit zurückerlangte. Die Brüder des Herzogs aber und die ganze übrige Familie drang ſeitdem unabläſſig und von allen Seiten in dieſen, ſeine Beſchimpfung mit dem Blute der Schuldigen von ſeinem Wappen abzuwaſchen.

Der Herzog von Paliano ſelbſt war, allen Zeugniſſen zufolge, die über ihn vorhanden ſind, durchaus nicht grauſamer Sinnesart. Es ſcheint, daß er Willens war, nachdem ſeine erſte Entrüſtung verpflogen, den Vorfall zu verheimlichen und nicht zu Maßregeln äußerſter Strenge zu ſchreiten. Wenigſtens ſaß Capece noch immer unverhört und unbeſtraft in Verwahrſam, als auf Dianens Veranlaſſung hin, die dies Alles wohl vorausgeſehen haben mochte, die Anmahnungen von allen Richtungen her nach Schloß Soriano eingeſtürmt kamen. Nun blieb freilich dem bedrängten Gatten keine weitere Wahl, und er mußte wohl zu den Proceduren ſchreiten, die damals in dergleichen Angelegenheiten bei den römiſchen Großen im Schwunge waren.

Er rief ſeinen Schwager, den Grafen von Alife,

und noch einen andern Anverwandten, Antonio Toraldo, herbei und setzte sich mit diesen im Verein zum Blutgericht über Marcello Capece nieder. Der Erste, der verhört wurde, war der Hauptmann Camillo Grifone, ein vertrauter Freund des Capece. „Sage die Wahrheit," sprach zu diesem der Herzog, „was weißt Du von dem Beweggrunde, der Marcello in's Zimmer der Herzogin geführt hat?" — „Ich weiß Nichts," entgegnete der Gefragte. „Ich bin seit einigen Wochen mit Capece verfeindet." — Da weiter Nichts aus ihm heraus zu bringen war, ließ der Herzog den Podesta von Soriano und einige seiner Wachen rufen, die ihn mit den Füßen an einem Seile aufhängen mußten, so daß er mit dem Kopfe nach unten etwa sieben Fuß über den Steinfliesen des Kerkers in der Schwebe gehalten wurde. Nachdem er so eine Viertelstunde hängen geblieben, stöhnte er: „Laßt mich herunter, ich werde bekennen, was ich weiß." Als er nun losgebunden, die Wachen sich entfernt, und er einigermaßen wieder zu Kräften gekommen, sagte er: „Es ist wahr, ich habe Marcello mehrmals an's Gemach der Herzogin begleitet. Aber weiter vermag ich Nichts anzugeben, denn ich erwartete ihn in dem anstoßenden Hofe bis um die erste Stunde nach Mitternacht."

Da der Herzog eben so wenig wie seine beiden Beisitzer sich mit dieser Auskunft zufrieden gaben, so

wurden die Wachen wieder herbeigeholt und Grifone noch einmal in der vorigen Weise aufgehängt. Nur kurze Zeit vermochte er die erneuete Pein dieser Lage zu ertragen. „Macht mich los," keuchte er, „ich will das Weitere bekennen."

Jetzt sagte er aus: „Seit mehreren Monaten merkte ich zwischen der Herzogin und Marcello ein heimliches Liebesverhältniß. Die Herzogin ließ sich jeden Morgen nach Marcello erkundigen und schickte ihm allerlei Geschenke, Ringe, Bänder, Blumen, kostbares Eingemachtes. Auch eine goldene Kette zeigte er, die er, wie er merken ließ, von ihr empfangen hatte."

Da hiermit die Verhörenden zufrieden waren, so ließen sie den Gefolterten nach seinem Gefängniß zurückbringen, jetzt zur Vernehmung des Thürstehers und der Kammerfrau Violantens schreitend. Die Letztere, die auch erst leugnete, sank, als ihr die Folter nur angedroht wurde, zitternd in die Knie und gestand, daß sie Capece oft zur Nacht in das Zimmer der Herzogin hineinschleichen gesehen habe. Der Thürsteher dagegen erklärte, daß er Nichts wisse. Nachdem man ihn wie Grifone an's Seil gebunden, jammerte er zwar, daß er bekennen wolle, allein, nachdem er wieder freigelassen auf festem Boden stand, kehrte er doch zu seiner früheren Aussage zurück, immer betheuernd, daß er in der That von dem ganzen Hergange Nichts wisse.

Noch einmal in die Höhe gezogen, verſprach er wieder, um der Qual enthoben zu werden, Enthüllungen zu machen; allein auch jetzt wieder geſtand er Nichts, ſobald er ſich der Marter entzogen fühlte.

Da es den Richtern möglich dünkte, daß der Mann, der ſich erſt kurze Zeit im Dienſte der Herzogin befand, die Wahrheit ſagte, ſo führte man ihn in ſein Gefängniß zurück, um den Hauptſchuldigen ſelbſt zu vernehmen.

Es war tiefe Nacht geworden, als man Capece, vom Schlaf aufgerüttelt, vorführen ließ. „Was hatteſt Du," frug ihn Giovanni Carafa mit eiſiger Kälte, „im Gemache der Herzogin zu thun, wo man Dich bis ein, bis zwei Uhr nach Mitternacht, ja bis gegen den Morgen hin hat verweilen ſehen? Bekenne, denn es iſt bereits Alles entdeckt!" Marcello fiel vor dem Herzoge auf die Kniee und betheuerte die Unſchuld von deſſen Gemahlin mit ſeinen heiligſten Schwüren. „Du lügſt," rief ihm Carafa zu, indem er die Wachen rief und ihnen befahl, den Unglücklichen der Folter zu unterwerfen. Aufgehangen an den Füßen wie die vorigen, aber feſter geſchnürt als dieſe, ertrug er die Qual mit einem erſtaunenswürdigen Heroismus. Erſt als ſeine Augen ganz roth unterliefen und das Blut ihm erſtickend aus Mund und Naſe quoll, ſtammelte er Etwas, das wie ein Verſprechen klang, Geſtändniſſe machen zu wollen. Losgebunden und in einem halb entſeelten

Zuſtande auf einen Schemel geſetzt, bedurfte er einer vollen halben Stunde, um wieder zu ſich ſelbſt zu kommen. Als er ſich beſinnen und ſprechen konnte, ſank er auf's Neue vor dem Herzoge nieder, indem er die Unſchuld Violantens betheuerte.

Der Herzog ſtampfte wüthend mit dem Fuße auf die Erde und befahl die Tortur an dem Hartnäckigen noch einmal zu erproben. Noch einmal in die Höhe gezogen und dies Mal noch an den Händen durch das Einpreſſen der Finger in Daumſchrauben gequält, wiederholte ſich in grauſigerem Maße die vorige Scene. Wieder verſtand er ſich mit lallender Zunge dazu, Bekenntniſſe ablegen zu wollen. Von Blut überſtrömt, blau im Geſicht, unfähig ein Glied zu rühren oder ein Wort hervorzubringen, lag er noch länger als vorhin, um endlich doch nur ſeine vorige Ausſage zu wiederholen.

Der Herzog und die Beiſitzenden waren außer ſich und wollten zum dritten Male die Folter an ihm vollziehen laſſen. Allein noch ehe man ihn an das Seil brachte, verließen ihn die Lebensgeiſter, und er ſank in eine ſo tiefe und todtenähnliche Ohnmacht, daß man Urſache zu der Befürchtung hatte, er werde den dritten Grad der Tortur nicht überleben. In Rückſicht deſſen und da man doch einmal ein Geſtändniß von ihm haben wollte, ließ man ihn auf einige Stunden in ſein Ge-

fängniß zurückbringen, während deren man eilig nach Galleſe hinüberſchickte, um Diana zur Confrontation zu rufen.

Es war noch zur Zeit der Morgendämmerung, als ſie ankam und dem wieder herbeigeſchleppten Marcello gegenübergeſtellt ward. Sie erzählte unter ſcheinheiligen Thränen den Inhalt der Unterredungen, die ſie mit Violanten und Marcello gehabt, und aus welchen nur allzuſehr auf ein verbrecheriſches Verhältniß dieſer Beiden zu ſchließen war. Marcello hörte Alles in ſtumpfem und apathiſchem Zuſtande an. Als Diana aber geendigt, rief er: „Es iſt wahr, ich habe der Herzogin freventlich nachgeſtanden, aber ſie, ſie hat mich als eine tugendhafte Frau zurückgewieſen, Gott und die Heiligen ſind meine Zeugen!“

Der Herzog ſchlug nun mit dem Knaufe ſeines Schwertes auf den eichenen Tiſch, der in dem Gewölbe ſtand, und augenblicklich kamen die Henker wieder herbei, Capece zum dritten Mal und zwar vor Dianens Augen zu foltern. Sie that, als wenn ſie den ſchrecklichen Anblick nicht ertragen könne, und bedeckte ihr Geſicht mit den Händen, allein im Grunde geſchah dies nur, um ihre Schadenfreude zu verbergen. Der Tod Capece's war der erſte von vielen andern, die ihr weit wichtiger waren und die ohne den ſeinigen nicht erfolgen konnten. Es war ihr daher kein geringer

Triumph, als der Gemarterte sinnlos vor Schmerz bekannte, daß er in einem Liebesverhältnisse mit der Herzogin gestanden und ihre Gunst genossen.

„Er lügt! Er lügt!“ rief Diana, indem sie aufsprang und that, als wenn sie ihm die Augen auskratzen wollte, aber innerlich jauchzte sie, als die Beisitzer, sie von Capece abwehrend, diesen niedersitzen und sein Geständniß aufschreiben hießen. Der Unglückliche war dermaßen an Armen und Händen verletzt, daß er Nichts aus der Feder bringen konnte, als die Worte: „Ja, ich habe meinen Herrn verrathen; ja, ich habe ihm die Ehre geraubt.“

Kaum waren diese unseligen Zeilen zu Papiere gebracht, und kaum hatte der fürchterliche Carafa, der hinter Marcello's Stuhle stand, dieselben mit seinen Blicken überflogen, als er seinen langen Dolch, den er am Gürtel trug, hervorzog und Jenen mit drei tiefen Stichen in die Brust ermordete. Ohne einen einzigen Laut, ohne auch nur einen Seufzer auszustoßen, verschied Capece. Der Herzog von Paliano aber nahm das Papier, hieß seine Verwandten ihm folgen und ging fort. Diana blieb allein bei der Leiche. Kaum gewahrte diese, daß sie unbelauscht sei, so änderte sich auf einmal ihr ganzes Wesen. Ihr langer, hagerer Körper richtete sich hoch in die Höhe, die Thränen verschwanden aus ihren von unheimlichem Feuer blitzen-

den Augen, und Marcello's entseelten Körper mit dem Fuße von sich wegstoßend und die Hand drohend nach der Richtung streckend, nach welcher Carafa verschwunden war, rief sie mit leisem, heiserem Tone: „Heute, Carafa, mordest Du diesen armen, wahnsinnigen Marcello Capece, morgen Deine unglückliche, verleumdete Gattin, und eines schönen Tages wird man zur Sühnung und Vergeltung Dich selber hinrichten. Das ist die Rache Diana Brancaccio's, die Du geringschätzig zum Spielball Deiner Laune gemacht!"

Als dem kranken Papst Paul dem Vierten durch Dianens Zwischenträger die Ermordung Capece's mitgetheilt wurde, entsetzte er sich in so hohem Grade davor, daß er sterbend nur noch die Frage hervorstammeln konnte: „Und was hat man mit der Herzogin angefangen?" Noch ehe man ihm geantwortet, daß man dies nicht wisse und das Schlimmste für sie zu befürchten habe, war er todt. Der Kardinal Carlo, heißt es in Mittheilungen aus jener Zeit, soll nun in seinen Bruder gedrungen sein, der Sache ein Ende zu machen, einmal um der Ehre des Hauses genug zu thun, und dann auch darum, weil man ja nicht wissen könne, welche Partei bei der Papstwahl siegen, und wie sehr ihr eigner Einfluß durch die erlittene Schmach Eintrag erleiden dürfte. Dadurch aufgestachelt und zu neuer Blutthat gedrängt, sandte der Herzog von

Paliano, dem das Herz fehlte, seine Frau mit eigenen Händen zu erwürgen, am 28. August 1559, zehn Tage nach dem Ableben seines Oheims, zwei Kompagnien Söldner unter dem Hauptmann Vico de Nobili nach Gallese. Am andern Tage kamen auch der Bruder der Herzogin, der Graf von Alife, und ein anderer Verwandter der Carafa, ein gewisser Leonardo di Cardine, dort hin. Sie besetzten das Schloß, verwiesen die Dienerschaft in ihre Gemächer und begaben sich dann zu der Herzogin, bei der man nur Diana Brancaccio gelassen, durch welche diese die Auftritte in Soriano bereits erfahren hatte. Sie ahnte natürlich nichts Gutes und entfärbte sich, als sie die beiden Angekommenen mit finsteren Mienen und in Trauerkleidern, als gelte es ein Begräbniß zu begehen, bei sich eintreten sah. Ohne vieles Zögern kündigte ihr denn auch ihr eigener Bruder an, daß sie sterben müsse.

Auf diese Nachricht hin blieb die unglückliche Frau einen Augenblick sprachlos, dann aber sammelte sie sich so weit, daß sie mit ziemlich fester Stimme fragen konnte, ob man einen schriftlichen Befehl ihres Mannes mitbrächte. Als Don Leonardo hierauf entgegnete: „Ja wohl, Signora," verlangte sie diesen zu sehen. Hierauf zog ihr Bruder eine Schrift hervor und reichte sie ihr, ohne ein Wort dabei zu sagen, hin. Sie nahm sie mit zitternden Händen in Empfang, las sie, prüfte

die Federzüge und das Siegel und reichte sie dann mit der Frage zurück: „Und wann, wann muß ich sterben?“ — „Sogleich,“ gab ihr der Bruder, indem er die Thür öffnete und zwei Kapuziner, Fra Antonio Petrini von Padua und Fra Antonio de Salazar einließ, zur Antwort. „Diesen magst Du Deine letzte Beichte ablegen.“

Die Herzogin wurde noch bleicher, als sie schon war, und da sie sich schwach werden fühlte und zu schwanken begann, eilte Diana herbei, sie mit ihren Armen zu unterstützen. Natürlich hatte Diana wieder jene Krokodilsthränen bereit, die wir sie schon so oft haben vergießen sehen. „Ungeheuer,“ schrie sie, gegen den Grafen Alise und Don Leonardo di Cardine gewendet, „Ungeheuer, die Ihr seid! Seht Ihr denn nicht, daß ihr schon Eure Worte den Tod bringen!“

„Still, keine Silbe, Signora,“ sagte der Graf von Alise, „wir haben keine Zeit; wir müssen nach Rom und wollen dort nicht mit diesem Brandmal unserer Familie auf der Stirne erscheinen. Hindert die Herzogin nicht, ihre Seele durch eine letzte Beichte zu entladen, sonst, bei Gott, muß sie sündenbelastet, wie sie ist, zur Hölle hinunterfahren!“

„Es ist gut,“ sagte hierauf Violante, die sich während dessen erholt hatte und sich dann Dianens Armen entzog. „Tretet zurück; ich will die Messe hören und

die heilige Kommunion nehmen. Nachher mögt Ihr mit mir thun, was Ihr wollt." — Nachdem ſie ſo geſprochen, winkte ſie den Kapuzinern, die ſich nun in ihre Nähe begaben, und während ſie jetzt betete und ſich die heiligen Sakramente reichen ließ, traten der Graf von Alife und ſein Begleiter in ein Nebenzimmer, das geöffnet blieb. Diana Brancaccio aber harrte bei der Herzogin aus, ihr unter Thränen tauſendmal die Hände küſſend und unaufhörlich betheuernd, daß man ſie unſchuldig morde.

Endlich, nachdem die heiligen Gebräuche verrichtet und die Herzogin gebetet und ſich der Allbarmherzigkeit ihres himmliſchen Vaters empfohlen, rief ſie ihren Bruder und Don Leonardo wieder zu ſich herein, indem ſie ihnen ſagte: „Nun thut das Eure; ich bin bereit."

„Lege Dich auf Dein Bett," befahl ihr der Graf von Alife, und nachdem ſie das gethan, zog er eine ſeidene Schnur, einen daumdicken, eine halbe Elle langen Haſelſtock und ein ſchwarzſeidenes Tuch hervor. Das Tuch warf er der Schweſter über den Kopf, die es, ein Kruciſix in der Hand haltend, mit großer Kaltblütigkeit ſich tiefer über das Geſicht herniederzog, um ihn nicht zu ſehen. Dann ſchlang ihr der Graf die Schnur um den Hals und zog den Knebel durch die Schleife. Da er aber bemerkte, daß die Schnur nicht feſt war und ſich auch nicht raſch ziehen ließ, weil ſie ſehr ungleich

geflochten war, ſo nahm er ſie wieder ab und ging weg. Als die Herzogin dies gewahr ward, zog ſie ſich das Tuch vom Geſicht und fragte, was es gebe, worauf Don Ferrante de Alife erwiederte: „Die Schnur iſt ſchlecht, und ich will deswegen eine andere holen, um Dich nicht leiden zu laſſen. Bleib, ich bin im Augenblick zurück.“ Als er hiermit das Zimmer verließ, trat Don Leonardo di Cardine mit vor die Thür hinaus, gefolgt von den beiden Kloſterbrüdern, die das Entſetzliche nicht mit anſehen wollten. Diana Brancaccio blieb bei der unglücklichen Herzogin allein zurück.

Als dieſe das gewahrte, richtete ſie ſich noch einmal in ſitzender Stellung empor und umarmte Jene, indem ſie ſprach: „Tauſend Dank, meine Theure, daß Du mich nicht auch verläſſeſt, wie mich alle Anderen verlaſſen. Vergelte Dir Gott die Liebe und Güte, die Du mir jederzeit bewieſen.“

Da die unglückliche Frau, indem ſie ſo ſprach, die Augen voll Thränen und das Geſicht an die Bruſt Diana's gedrückt hatte, ſo konnte ſie den ſataniſchen Hohn nicht bemerken, der aus dieſen Reden und den Blicken derſelben hervorblitzte. Gleich darauf erſchien der Graf von Alife wieder im Gemach, und nachdem ſich Violante in die vorige Lage gebracht, bedeckte er ihr Haupt, legte ihr die Schnur um den Nacken, ſteckte den Stock in den Knoten und erdroſſelte ſie. „Ich

glaube, ich glaube!" waren die letzten, mühsam hervorgestammelten Worte der Herzogin. — — — Es ward still, und die Ermordete regte sich nicht mehr. Der Graf von Alise zog einen Augenblick das Tuch von ihrem entstellten Gesicht und legte sein Ohr an ihren Mund, um zu hören, ob noch ein Funken Leben in ihr sei. Als er sich aber überzeugte, daß es bis auf den letzten Athem erloschen, ließ er das Tuch wieder nieder, indem er sich zur Thür wandte. Ehe er die Schwelle überschritt, kehrte er sich noch einmal zu Diana zurück und sagte: „Sorget, daß man sie anständig bestattet, Signora. Obgleich der Schandfleck meiner Familie, ist sie doch immer meine Schwester gewesen." Damit ging er.

„Sorge für Dein eigenes Begräbniß," murmelte Diana, als er sie verlassen. „Du wirst die Schwester nicht lange überleben. Ehe Du und die Carafa's in Rom sind, wird ihr und Dein Würgengel schon dort sein! Hier ist mein Tagewerk vollendet."

Darauf trat sie zur entseelten Hülle der Herzogin heran und schob die Decke von den entstellten Zügen:

„Du warst schöner, als ich, darum zog er Dich mir vor. Wo ist nun das edle Ebenmaß Deiner Züge, der huldvolle Blick, das süße Lächeln Deines Mundes? Und nun kommt die Reihe der Rache an ihn. Giovanni Carafa, jetzt habe ich es mit Dir zu schaffen."

Am folgenden Morgen wurde die Leiche in der Stille in der Dorfkirche zu Galleſe beigeſetzt. Während dies geſchah, befand ſich Diana Brancaccio auf dem Wege nach Rom, wo die Kardinäle eben im Conclave im ſtürmiſchen Wahlkampfe um den neuen Papſt begriffen waren. Die ſpaniſche Partei, eingedenk der Uebel, die ihr die antiſpaniſche Richtung Paul's des Vierten zugezogen, bot Alles auf, nicht noch einmal bei der Wahl ihren Gegnern zu erliegen. Indeß waren auch dieſe Gegner keineswegs müſſig, und Carlo Carafa mit ſeinem ganzen Anhange ſetzte es am Ende doch durch, daß man am Abende des 26. December den Kardinal Gian Angelo Medici von Mailand zur höchſten Würde der Chriſtenheit erhob. Der Mediciier nannte ſich als Papſt Pius der Vierte, und für den Anfang ſtand der Kardinal Carafa ſehr gut mit ihm. Er ſetzte es bei ihm durch, daß einer ſeiner vertrauten Geſinnungsgenoſſen als Nuntius nach Madrid ging, und der Papſt jenen Hof erſuchte, den bisherigen ſpaniſchen Botſchafter in Rom, Francisco de Vargas, einen Freund der Carafa's, auf ſeinem Poſten zu belaſſen.

Der Herzog von Paliano und der Marcheſe von Montebello ſchloſſen ſich, als ſie ſahen, daß ihr jüngerer Bruder am heiligen Stuhle wieder von Einfluß wurde, an ihn an, indem ſie für den Moment alle alten

Zwistigkeiten vergaßen und nur daran dachten, sich wieder in Ansehn und Macht zu setzen. Mitten im Hinarbeiten darauf aber traf sie der durch Diana Brancaccio bereitete Schlag. Es war ein Schlag der Vernichtung.

Kaum war diese unselige Frau nämlich in Rom angekommen, als sie auch sogleich begann, die neue Schreckensthat der Carafa's in Gallese unter der römischen Bevölkerung auszusprengen. Als die fabelhaftesten Gerüchte darüber in Aller Munde, und Entrüstung und Schrecken auf's Höchste gestiegen waren, begab sie sich in eigener Person zu dem neuen Papste, um ihm eine genaue Schilderung der erschütternden Vorgänge zu machen und zugleich auf das Dringendste die Gefahr seiner Würde darzustellen, wenn er eine mit solchen Verbrechen behaftete Familie nicht nur ungestraft in Rom leben, sondern sogar in seine unmittelbare Nähe sich drängen lasse.

Pius der Vierte, durch Vorstellungen dieser Art besorgt gemacht, holte sich nun Rath bei den Gegnern der Carafa's, und diese, welche die gute Gelegenheit, jene zu verderben, nur zu wohl erkannten, benutzten sie so gut, daß schon am 7. Juni 1560 der Kardinal Carafa, der Herzog von Paliano und was sonst zu der Familie gehörte verhaftet waren. Kurze Zeit darauf begann der Prozeß, der einer der monströsesten ist, die

je geführt worden sind. Kirchliches, Politisches und Persönliches, Alles wurde bunt durcheinander gewühlt; die Hauptanklage aber bildete der Tod der Herzogin von Paliano und des Marcello Capece. In Gemäßheit der Aussagen der Kapuziner über die letzte Beichte und der Mittheilungen, welche Diana Brancaccio machte, wurde Violante Garloni für schuldlos erklärt, ihr Gatte hingegen, so wie der Kardinal, der Graf von Alise und Don Leonardo verurtheilt. Der Herzog, welcher keine Ahnung davon hatte, daß Diana Brancaccio seine Anklägerin gewesen, berief sich bei den Verhören auf ihr Zeugniß, als auf dasjenige, nach welchem die Untreue seiner Gemahlin als erwiesen anzusehen sei. „Sie war es ja, welche zuerst den unseligen Verdacht in meine Seele warf," sagte er. Allein, als sie ihm gegenübergestellt wurde, leugnete sie das ganz und gar, indem sie mit Recht behauptete, nur immer von einer Leidenschaft Capece's zu der Herzogin, aber nie von einer der Herzogin zu Jenem gesprochen zu haben. „Violante Garloni ist unschuldig," schwor sie, „und der, welcher sie nichtsdestoweniger grausam hat ermorden lassen, seid Ihr, nur Ihr allein, der dieses Engels niemals werth gewesen." Dieses Zeugniß gab einen wesentlichen Ausschlag bei der Urtheilsfällung, die am 3. März 1561 in einem Consistorium

geſchah, welches acht volle Stunden währte und als Ergebniß den Tod für Alle erkannte, die ſich unter Anklage befanden. Umſonſt boten Freunde und Angehörige der Carafa's ihren Einfluß auf, den Papſt die Sentenz umwerfen zu machen; ſie ward noch am ſelben Tage von ihm unterzeichnet.

Am 5. März um die vierte Stunde gegen Abend kam der Häſcherhauptmann Gasparino mit einigen päpſtlichen Trabanten nach der Engelsburg, um den Herzog und ſeine Schickſalsgenoſſen nach Tor di Nona zu führen. Erſt holte er den Grafen von Alife und Don Leonardo aus ihren Gefängniſſen und brachte ſie bis zu dem Aufgang zum großen Mittelbau des Caſtells, wo er ſie unter Bewachung zurückließ, um auch den Herzog ihnen zuzugeſellen. Als er zu dieſem in die Zelle trat, fand er ihn am Gitter des Fenſters ſtehend.

„Es thut mir leid, daß mein Amt mich nöthigt, Euch eine ſchlimme Kunde zu bringen," ſagte er im Eintreten, den Herzog ehrfurchtsvoll begrüßend. Dieſer, der ſich beim Geräuſch der Schlöſſer umgewandt und, den Hauptmann mit ſeinem Gefolge betrachtend, ſogleich den Zweck von deſſen Kommen errieth, ſchwieg einen Moment, dann aber ſagte er gleichgültig, als ob es ſich um ein abbeſtelltes Gaſtmahl handelte: „Es

thut Nichts, Hauptmann. Laßt uns gehen. Ich will den ſchlimmſten Tod gerne mit dieſem Leben vertauſchen, das des Athemholens nicht mehr werth iſt."

Hierauf ein ſilbernes Krucifix und eine Kerze nehmend, ſchritt er, ohne weiter ein Wort zu reden oder ſich nach ſonſt Etwas in ſeinem Gefängniſſe umblikkend, hoch aufgerichtet und feſten Ganges, von den Häſchern geführt, der Stelle zu, wo ſich die Andern befanden. Bei ihnen angekommen, umarmte und küßte er ſie, was indeß Alles geſchah, ohne daß eine Silbe geſprochen wurde. Gebete vor ſich hinmurmelnd, machten ſie nun den Weg nach Tor di Nona zuſammen. Daſelbſt angelangt, bekam Jeder eine Zelle, ſich zu kleiden und ſeine letzten Verfügungen zu treffen.

Der Herzog, der mit ſeinem Anzuge ſchnell in Ordnung war, ſetzte ſich ſodann zur Abfaſſung von zwei Briefen nieder. Der eine war an ſeine Schweſter gerichtet, ihr ſeinen Tod anzuzeigen und ſie zur Faſſung zu ermahnen, wobei er nicht vergaß, auch über häusliche Dinge noch manche Anordnung zu treffen. In dem andern für ſeinen Sohn beſtimmten Schreiben befanden ſich unter Anderem auch folgende Zeilen: „Fliehe die Sünde, denn ſie gebiert den Tod; ſtirb lieber, als daß Du Deine Seele irgend einer Gefahr ausſetzeſt; ſei ein Feind des Laſters; ſuche gute und

ehrenhafte Gesellschaft auf; gehe viel zur Beichte; genieße oft die heiligen Sakramente, welche das wahrhafte Heilmittel der Seele sind, die Sünde ertödten und den Menschen in der Gnade Gottes erhalten; sei mitleidig mit Anderer Elend; übe Dich in frommen Werken und fliehe den Müssiggang, so wie alles Thun und Treiben, das sich für Dich nicht geziemen mag; bemühe Dich um Kenntnisse in den Wissenschaften, denn diese sind sehr nothwendig für einen wahren Edelmann, insonders für einen, der Herrschaft und Vasallen hat, so wie auch, um die süße Fruchtfülle der heiligen Schrift genießen zu können, die immer köstlich ist für Seele und Leib. Munden Dir solche Früchte, so wirst Du die nichtigen Dinge dieser Welt verachten und den besten Trost im gegenwärtigen Leben finden."

Während der Herzog und seine Gefährten sich so auf ihren letzten Gang vorbereiteten, begab sich der Häscher-Hauptmann Gasparino mit dem Henker nach der Engelsburg zurück, um zuvor den Kardinal Carafa zu beseitigen. Als er, da es indeß finster geworden war, von einigen Fackelträgern begleitet in das Gemach eintrat, in welchem dieser gefangen gehalten wurde, fand er ihn schon schlafend auf dem Lager. Vom Geräusch der Eintretenden und dem grellen Lichtschein erweckt, fuhr er, im Bett sich aufsetzend, in die Höhe.

Nachdem er sich die Augen gerieben und den Häscher-Hauptmann erkannt, fragte er, zu diesem sich hinwendend: „Was bringt Ihr mir, Hauptmann?“

Dieser trug seine entschuldigenden Worte vor, wie früher bei dem Herzoge, und sagte endlich, er könne ihm nur eine Stunde gewähren, seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, da er nach dem Auftrage, den er erhalten habe, nicht wagen dürfe, ihm eine Minute länger zuzugestehen. Hierauf entgegnete Carlo Caraffa, ohne eine Miene zu verziehen oder irgend eine Gemüthsbewegung zu zeigen: „Weiset mir Euer Mandat.“ Nachdem der Hauptmann dies gethan, und er das Blatt aufmerksam gelesen, schlug er es gelassen wieder zusammen, indem er sprach: „So thut Eure Schuldigkeit.“

Er stand auf und begann sich anzuziehen. Als er aber den Kardinalsmantel über die Schultern hängen wollte, bedeutete ihn der Hauptmann, daß er den nicht mehr tragen dürfe, da er seiner Würde entsetzt sei. „Nun gut,“ erwiederte der Verurtheilte, „so reichet mir irgend ein Wamms.“ Es wurde ihm eins von violettem Sammet gebracht, und nachdem er dieses angezogen und Handschellen angelegt bekommen hatte, ließ er den mitgebrachten Geistlichen zu sich herantreten und beichtete. Da dies etwas lange dauerte, näherte sich der Hauptmann der Gruppe, von der er

vorher mit seiner Wache zurückgetreten war, und sagte: „Macht, daß Ihr zu Ende kommt, Signore, Ihr zieht mir sonst Vorwürfe zu, Eure Zeit ist zu Ende.“ „Nur noch vier Worte,“ entgegnete Carlo Carafa, und wirklich erhob er sich auch gleich darauf, um, nachdem er noch einmal zu trinken verlangt hatte, die Exekution an sich vollziehen zu lassen. Als er sich auf den Stuhl niedergesetzt hatte, und der Henker sich ihm nahte, gab der Hauptmann diesem ein Zeichen, dem Gefangenen den Hut über die Augen zu ziehen. Carafa aber, der das merkte, sagte: „Nein, Hauptmann, laßt ihn nur sein Werk verrichten. Es wird so um so besser gehen, weil der Mann freiere Hand hat.“

Nun ward ihm die Schnur umgelegt, und gleich darnach zog der Henker den Knoten mit einem mächtigen Rucke zu. Allein wie oft, so riß auch hier die Schnur, und der Kardinal bekam noch einmal so viel Luft, um ein vernehmliches „Jesus“ zu stöhnen. Gleich darnach aber hatte eine zweite Schleife seinem Leben ein Ende gemacht.

Die übrigen Verurtheilten waren unterdessen in Tor di Nona in ähnlicher Art zum Tode vorbereitet worden. Als der Hauptmann Gasparino dahin zurückkehrte, mochte die erste Stunde der Nacht vorüber sein. Der Herzog von Paliano ward nun zuerst in den Hof und auf das Schaffot geführt. Unterwegs

ſagte er das Credo her. Einmal unterbrach er ſich, um zu fragen, wie es mit dem Kardinal ſtehe, und als man ſagte: „gut, er hätte es überſtanden," kehrte er, ohne weiter ein anderes Wort zu ſprechen, zu dem Gebete zurück. Als er unten im Hofe angelangt war und die Anſtalten zur Hinrichtung ſah, zuckte er leicht zuſammen, faßte ſich aber gleich wieder und ging mit feſten und ſicheren Schritten die Stufen zum Blutgerüſte hinauf, wo er mit großer Faſſung und Ruhe das Haupt auf den Block legte. Der Graf von Alife folgte ihm zunächſt, dann Don Leonardo di Cardine, der ſich von Allen am zaghafteſten zeigte und nur mit ſchwerer Ueberwindung ſtarb.

Nachdem die Exekution vorüber, trug man die Hingerichteten unter Begleitung zahlreicher Wachen bei Fackelbeleuchtung nach der Engelsbrücke, wo ſie ausgeſtellt wurden. Der Kardinal, in ein weißes Leichentuch gewickelt, und der Herzog mit abgetrenntem, zu Füßen gelegtem Kopfe, lagen auf einer Bahre, die mit einem ſchwarzen, goldgeſtickten Tuche bedeckt war, neben der Statue des Apoſtels Paulus am Aufgang der Brücke. Der zerſchlagene Wappenſchild der Carafa's ruhte in Splittern am Kopfende dieſer Bahre. Ihr zur Seite auf Teppichen am Boden lag rechts der Graf von Alife und links Don Leonardo di Cardine. Mönche ſtanden umher und ſangen.

Als das Volk, von dem düstern Schauspiel angelockt, in Massen herbeigeströmt kam, sah es zu den Füßen der heiligen Standsäule ein in schwarze Gewänder und Schleier gehülltes Weib zusammengekauert sitzen, das in tiefem Schweigen und mit einer wahnsinnigen Freude in den irren Blicken unverwandt auf die Enthaupteten niederstierte. Dieses Weib war Diana Brancaccio, der böse Genius der Carafa's, welches über die Vollführung seines Rachewerkes triumphirte.

Achim Gult.

Eine Künstlergeschichte.

Achim Gult! Wer kennt dieſen Namen? wird man fragen, indem man hinzuſetzen wird: und ein Künſtler ſoll das ſein? Ein Künſtler Achim Gult! Wir haben nie von einem ſolchen gehört.

Und doch, Achim Gult war ein Künſtler im wahren Sinne des Wortes, ein Maler, der zu M . . . . . vor zehn, zwölf Jahren durch ſeine Gemälde Aufſehn machte. Er hatte unter anderen Bildern zuletzt, wie wir uns erinnern, auch einmal eine Hermannsſchlacht ausgeſtellt, ein Werk, welches die Aufmerkſamkeit und die Bewunderung aller Kunſtkenner in einem nicht geringen Grade durch die Fülle von Geſtalten ſowohl als die Kraft des Ausdrucks darin auf ſich zog. Und in der That war denn auch dieſer düſtere Teutoburger Wald mit ſeinem Kampfgewühl zwiſchen den blonden Deutſchen und den adlernaſigen Römern zu einem wahrhaft impoſanten Bilde benutzt worden. Wir werden nie dieſen kühnen Cheruskerheld Hermann

vergessen, der über seine Kampfgenossen weit hervorragend mit flatterndem Haar und wildbegeistertem Auge den finsteren Varus sucht, welcher, hinter seinen Cohorten verschanzt, in finsterem Schweigen die Schlacht mit einer einzigen, kurzen Handbewegung leitet.

Der Maler hatte mit kluger Einsicht das Ende der Schlacht zum Vorwurf seiner Aufgabe gemacht und durch die Ausführung derselben ein Gemälde vom effektvollsten Eindrucke geschaffen. Man sah auf demselben ringsumher Haufen von Leichen aufgethürmt, und obschon die Römer weder an Zahl geringer noch auch der strategischen Stellung nach im Nachtheil waren, konnte man dennoch aus dem Stande des Gefechtes und vor Allem aus der Art, wie dieses von Jenen geführt wurde, deutlich erkennen, daß der Sieg den Deutschen werden würde. Am wunderbarsten nahm sich jedoch die Beleuchtung aus, in welcher dieses Schlachtgemälde erschien. Es zeigte den Teutoburger Wald bei Sonnenuntergang, und zwar so, daß man die Römer in dunkel verschwimmender Masse in den Schatten der Föhren gedrängt sah, während die Deutschen noch immer den röthlichen Schimmer des Abendlichts über sich hatten.

Dies gab einen Effekt der frappantesten Art, und zwar in so besonderem Grade, daß Alt und Jung, Laie und Eingeweihter gleich mächtig davon ergriffen

und zum Lobe für den Künſtler hingeriſſen wurde. Der Name deſſelben war damals in M..... in Aller Munde, und auch die Kritik begann ihn tauſendzungig zu jener Zeit nach allen Richtungen der Windroſe hin auszutragen. Wenn er nichtsdeſtoweniger wieder in das Dunkel und die Verſchollenheit zurückgetreten iſt, ſo geſchah dies, weil der, dem er gehörte, plötzlich und gewiſſermaßen am Fuße der Treppe, die zum Kapitole des Ruhmes führt, einem traurigen Geſchicke erliegend, geſtorben iſt.

Achim Gult ſtarb im fünfundzwanzigſten Jahre ſeines Lebens, und was er durch dieſen Tod verlor, waren nicht etwa nur ein paar Dutzend Jahre, die er noch gar wohl hätte leben können, ſondern die Unſterblichkeit vielleicht. Vielleicht brauchte er nur noch zehn Jahre zu leben, um für ewig zu leben. Er beſaß, wie man zu ſagen pflegt, alles Zeug dazu: nämlich Genie, Geiſt, Verve und Fertigkeit, wie das ſeine Bilder beweiſen würden, wenn ſie noch vorhanden wären.

Wenn ſie vorhanden wären! Wir hören im Geiſt unſere Leſer dieſen Satz erſtaunt wiederholen und mit Verwunderung fragen: aber, um des Himmels Willen, wo ſind ſie denn hingekommen? Zehn, zwölf Jahre ſind doch keine Ewigkeit, und ſo lange pflegen doch Bilder, und ſelbſt die gebrechlichſten und auf die zarteſten Stoffe gemalten, auszuhalten? Und allerdings,

Achim Gult's Bilder würden sehr gut noch bestehen und von seiner Befähigung Zeugniß ablegen können, wenn ..... ja wenn .....

Dies Wenn ist eben unsere Geschichte oder vielmehr die Geschichte Achim Gult's.

Achim Gult war von armen Eltern geboren und von diesen zum Goldarbeiter bestimmt worden, weil er von Jugend auf im Schnitzen und Zeichnen sehr viel Fertigkeit verrathen hatte. Bekanntlich ist dies auch bei Wilhelm von Kaulbach der Fall gewesen, nur mit dem Unterschiede, daß man diesem gewissermaßen den Goldradirstichel aus der Hand reißen und ihm den Stift fast gewaltsam aufzwingen mußte, während Achim Gult sich allem Widerstande, den er fand, zum Trotz dennoch bis in das Atelier seines Lehrers, des berühmten, leider auch zu früh verstorbenen Meisters Karl R.....n hindurcharbeitete. Durch diesen in Umgang mit anderen Künstlern und Schöngeistern gebracht, ward er unter Anderem auch bei der Hofschauspielerin M.... D..... eingeführt, in deren Hause er nicht lange nach seiner Einführung in dasselbe die Gräfin Antoinette Tsch..... kennen lernte.

Diese Gräfin Antoinette Tsch..... war eine höchst eigenthümliche Person. Damals noch jung, schön, voll Geist und Leben, gab sie oft genug das Ideal für Kunstschöpfungen aller Art ab. Auch liebte sie die

Kunſt vor Allem. Sie las mit Begeiſterung alle neuen bedeutſamen Werke der Literatur, beſuchte die Ateliers der Maler und Bildhauer, zeigte Sinn für die Architektur und nicht weniger für den Geſang und die Schauſpielkunſt.

Ihr Haus, eine Art Muſeum, war der Sammelplatz aller geiſtreichen Leute, aller Schriftſteller, Gelehrten und Künſtler und konnte es wohl auch ſein, weil ſie, reich verheirathet und kinderlos, mit Ruhe und Freiheit allen ihren Wünſchen nachleben durfte.

Ihr Mann, Graf Tſch ..... ſelbſt, war ein feiner, aber unbedeutender Mann, den es freute, durch den Geiſt und die Neigungen ſeiner Gattin in M ..... ſeinem Namen eine gewiſſe Bedeutung gegeben zu ſehen, und der daher gern und willig die Zinſen ſeines großen Vermögens den artiſtiſchen Launen, Einfällen und Capricen Antoinettens Preis gab. Ein Lebemann im vollen Sinne des Wortes, bekümmerte es ihn ſogar wenig, daß man hier und da einmal von einem tieferen Intereſſe munkelte, das ſeine Frau an einem der in ſeinem Hotel aus- und eingehenden Künſtler nehme. Seine Frau, das wußte er nur zu gut, war von ſo entſchloſſenem, klugem und dabei zuſammengenommenem Weſen, daß ein Eclat nirgends zu befürchten war. Aus dieſem Grunde beunruhigte es ihn auch nur wenig, als er, kurz nachdem Gräfin Antoinette die Bekannt-

ſchaft unſeres Achim Gult's gemacht, eine ſehr lebhafte und innige Theilnahme für dieſen bei ihr wahrzunehmen oft genug Gelegenheit hatte.

„Sie wird ihn hätſcheln, unterſtützen, fördern," dachte er bei ſich ſelbſt, „und nach einiger Zeit, wenn er Nichts geworden, wird ſie ihn oder er ſie verlaſſen, wenn er ja zu Bedeutung und Namen kommen ſollte."

Es war das Eine wie das Andere ſchon mehrfach der Fall geweſen, und Graf Tſch ..... dieſe Vorausſetzung zu hegen alſo wohl berechtigt. Dennoch war ſie hier nicht ganz am Ort.

Der junge, ſchöne, geiſtſprudelnde Achim Gult hatte auf das Herz der Gräfin einen tiefen Eindruck gemacht, und ihre Theilnahme für ihn war keine blos künſtleriſche geblieben. Wenn es ihr allerdings auch ſchon einen beſonderen Reiz gewährte, durch ihre Bildung, ihre Kenntniſſe und den feinen Takt und Geſchmack, die ihr eigen waren, auf ſeine artiſtiſche Entwickelung einzuwirken, ſo ſah ſie ſich doch mit nicht weniger Vergnügen auch von Einfluß auf die Welt ſeines Herzens werden. Dies Herz war noch ganz berauſcht und voll von Jugend, goldenen Träumen und ſchönen Illuſionen, und da hineinzutauchen, um die ſüßen Mährchen aus dem tauſend und eine Nacht einer Künſtlerſeele zu vernehmen, hat wohl für jedes Frauengemüth ſeinen Reiz, um wie viel mehr

für ein Gemüth, wie Gräfin Antoinette es beſaß, das recht eigentlich geſchaffen ſchien, ſein Heil und Glück im Umgang, Leben, Schaffen und Wirken eines Künſtlers, wie Achim Gult einer war, zu finden.

Achim Gult hat auch gerade in dieſer Zeit ſeine ſchönſten und prächtigſten Bilder gemalt, eine neben der Leiche des Romeo aus dem Scheintode erwachende Julia, eine auf der Landſtraße ſterbende Bettlerin, einen Huß auf dem Scheiterhaufen und jene Hermannsſchlacht.

Er bekam Ruf, Namen und Beſtellungen, nicht nur von Privatleuten und reichen Mäcenen, ſondern ſchließlich auch vom König Ludwig von Bayern, der ihn mit der Ausführung einiger Gemälde für Staatsgebäude beauftragte.

Es war dies Achim Gult's glücklichſte Zeit. Er fühlte ſchon den Ruhm über ſich ſchweben und den Lorbeer leiſe über ſeinem Scheitel rauſchen, der ſich bald genug, wie es ſchien, mit den Roſen der Liebe zu der beſeligendſten Vereinigung verſchlingen ſollte. In allem Ernſte nämlich dachte er daran, Gräfin Antoinette zu heirathen, die, wie er keinen Augenblick zweifelte, ſich auf ſeine Erklärung hin bereit finden würde, ſich von ihrem Gatten zu trennen, um ausſchließlich nur ihm anzugehören. Als er jene Hermannsſchlacht gemalt und ſich damals ſo vielfach zum Gegenſtande des Lobes

und der Bewunderuug ſeiner Zeitgenoſſen geworden ſah, glaubte er den Zeitpunkt dieſer Erklärung gekommen und zauderte denn auch nicht damit, ſie zu machen.

Gräfin Antoinette war erſtaunt, ja erſchreckt darüber, denn an die Möglichkeit einer ſolchen Erklärung hatte ſie gar nicht gedacht. Sie liebte Achim, und zwar tief und innig, aber ohne daß es ihr je eingefallen wäre, eine Trennung von ihrem Manne und eine Heirath mit ihm zu beabſichtigen. Sie liebte Achim, und indem ſie fühlte, daß ſie ihn ewig lieben würde, begriff ſie doch nicht, daß er noch mehr als dieſe Liebe von ihr haben wolle, dieſe Liebe, die ihn ſo ſchön begeiſterte, ſo hoch erhob und zu ſo herrlichen Schöpfungen antrieb. Der Eclat, der geſellſchaftliche Zwieſpalt und was ſich ſonſt im Leben um Vorgänge dieſer Art zu hängen pflegt, fiel ihr ein, und daher kam es denn, daß ſie halb bewußtlos Etwas von der Verſchiedenheit des Alters, und das belächelte Achim, aber auch Etwas von der Verſchiedenheit des Standes ſtammelte, und das — empörte ihn. Er ſprang von ihrer Seite empor, an der er ſo lange koſend und phantaſirend von dem Glück, das ihrer warte, geſeſſen, und mit den Worten: „Leben Sie wohl, Frau Gräfin" empfahl er ſich.

Die Gräfin ſtürzte ihm nach und ſuchte ihn zu halten, ſie beſchwor ihn zu bleiben und ihre Rechtfertigung zu hören, aber er achtete nicht darauf, er ſtieß ſie von

sich und schritt zur Thür hinaus. Als er auf die Straße kam, stand sie weinend oben am Fenster und winkte mit dem Tuche, aber er sah es nicht und ging finster seines Weges.

Achim Gult war jung, feurig und durch und durch geniale Künstlernatur. Was fragte er nach Rücksichten, nach den verschiedenen Stellungen, die das Leben den Menschen anwies, was nach Aufsehn und Eclat, wo es sich um die starke, glühende Empfindung seines begeisterten, hochstrebenden Herzens handelte, seines Herzens, das sich so voll, so groß, so erhaben fühlte diesen „Insektenseelen" gegenüber, unter denen er zum großen Theil doch Antoinette leben sah. Er hatte geglaubt, daß dieses Leben sie in keiner Weise befriedigen könne, und daß es ihr eine Seligkeit sein würde, da heraus in seine Zirkel zu treten, in denen doch alles Schönste und Herrlichste glänzte, dem sie anhing und nachging.

Daß dies nun nicht der Fall war, daß sie zauderte, daß sie Bedenken hatte und ihn sogar daran erinnerte, wie sie von hohem Adel sei, das gab ihm einen Schlag, wie er ihn nie möglich geglaubt. Wie betäubt, wie zerschlagen im Geist kam er nach Hause, um sich da einzuschließen und seine Zerknirschung, seinen beleidigten Künstlerstolz auszuweinen, auszurasen, ja, auszufluchen, wenn es anders zu Zeiten nicht gehen wollte.

Als er nach acht Wochen wieder zum Vorſchein kam, war Alles abgethan und er wieder ruhig, nur etwas gedämpfter und ſchroffer in ſeinem Weſen, als ſonſt. Das Haus der Gräfin Antoinette von Tſch..... betrat er mit keinem Fuße mehr. Nachdem er alle Briefe, Beſtellungen und Sendungen, die von ihr an ihn kamen, abgewieſen, ſchien es, als wenn ſie nie für ihn exiſtirt habe. Er nannte nie ihren Namen, und wenn er ſie irgendwo ſah, blickte er ſie wie eine gänzlich Fremde an.

So verging eine geraume Zeit, während welcher Gräfin Antoinette ſichtlich kränkelte und mehrmals in Bäder zu gehen benöthigt wurde. Nach drei Jahren verbreitete ſich das Gerücht, Achim Gult ſei mit einem jungen Mädchen, Evangeline Ehrberg, verlobt.

Dieſes Gerücht traf Gräfin Antoinette wie ein Donnerſchlag. Achim Gult war durch ſie, durch ſie allein, wie ſie, und zwar nicht mit Ungrund, meinte, das geworden, was er war. Sein Talent, ſein Geiſt, ſeine ganze Kunſt und ſein Ruf waren ihr Werk, und nun ſollte eine Andere kommen und das hinnehmen mit ſeiner Hand und ſeiner Liebe, und ſie ..... ſie ſollte Nichts haben, als die Reue, ihn ſich verſcherzt, für ewig ihn von ſich geſcheucht zu haben!

Dieſen Gedanken ertrug ſie nicht. Sie fühlte nun erſt, wie ſie ihn liebte, wie ſie nichts Anderes liebte,

als ihn. Sie schrieb auf's Neue an ihn, sie beschwor ihn, zu ihr zurückzukehren, sie zu heirathen. Alles umsonst. Achim nahm ihre Briefe gar nicht an oder beantwortete sie wenigstens nicht.

Fünf Monate darnach war er vermählt, vermählt mit einem reizenden, bezaubernden Wesen, das zwar nicht ganz so schön als die Gräfin, aber bei weitem lieblicher, anmuthiger und hingebender war, als Jene.

Er war zum zweiten Mal glücklich, und in diesem Glück begann er neu und groß zu schaffen. Neue Skizzen, neue Pläne und Entwürfe entstanden zu Dutzenden unter seiner Hand, und es kam zunächst nur darauf an, welche davon zuerst ausgeführt werden sollten.

Mitten in dieser Wahl überraschte ihn eine seltsame Entdeckung.

Es war nämlich um jene Zeit ein bekannter, sehr geachteter Kunstkritiker aus dem Norden von Deutschland nach M . . . . . gekommen, um dort Material für ein Werk über den Stand der M . . . . ner Malerschule zu sammeln. Der Name Achim Gult's war ihm bekannt, und natürlich suchte er bei dem Einsammeln auch irgend ein vollendetes Werk von diesem zu sehen. Aber so viel Mühe er sich gab, er konnte keines entdecken. Die Gemälde dieses Künstlers waren wie von der Erde verschwunden.

Als Achim Gult das hörte, war er verwundert, und zwar so, daß er selbst nun nachzuforschen begann, aber freilich mit keinem glücklicheren Erfolge. Keines seiner Bilder war aufzufinden, auch von ihm selbst nicht mehr. Sie waren Alle durch mehrere Hände gegangen und endlich auf geheimnißvolle Weise verschollen.

In der Besorgniß um deren Schicksal gab er einem Kunsthändler den Auftrag, öffentlich die Besitzer der Bilder zur Nennung ihrer Namen aufzufordern. Diese Aufforderungen standen nicht nur in deutschen, sondern auch in englischen, amerikanischen, italienischen, französischen und spanischen Blättern. Alles, was darauf erfolgte, war, daß ein Witzbold schrieb: „einem Künstler sei sein Ruhm abhanden gekommen, und er fordere den ehrlichen Finder in allen Sprachen auf, ihn gegen eine gute Belohnung an seinen rechtmäßigen Inhaber zurückzustellen."

Das verdüsterte natürlich Achim Gult, denn er fühlte instinktmäßig, daß Etwas gegen ihn im Werke sei, und daß er von einem Dämon verfolgt sei, der es auf die Vernichtung seines Namens abgesehen haben müsse. Allein noch verzagte er nicht. Er war jung, voll Lust und Kraft zum Schaffen. „Was thut's," sagte er zu sich selbst, „ich will ein neues Gemälde, und zwar eines, das besser ist als alle früheren, stellen."

Und wie gesagt, so gethan. Er malte einen Raub der Sabinerinnen, ein Bild von entzückendstem Reize im Kolorit und von größester technischer Vollendung.

Kaum ausgestellt, war es auch gleich verkauft, und zwar nach Frankfurt a. M. hin. Allein nie kam es in Frankfurt a. M. an. Es ging verschollen wie die andern.

Achim Gult drückte das, aber er schuf ein neues: Achill bei der Leiche des Patroklus. Es machte eine noch größere Sensation und ward noch theurer verkauft. Aber nach dem Verkauf war es verschwunden wie die früheren.

Das war zu viel für einen ehrgeizigen Künstler, wie Achim Gult einer war. Umsonst lächelte Evangeline ihn an mit ihrem zärtlichsten Lächeln, umsonst brachte sie ihm ihren kleinen Sohn, umsonst stellte sie ihm vor, daß Derjenige, der so große Summen an seine Gemälde wende, dieselben doch unmöglich an sich bringen werde, um sie dem Untergange zu weihen. Achim Gult fing an zu ermatten und den Muth für neue Schöpfungen zu verlieren. Waren diese Schöpfungen doch wie in Luft, in Wolken oder Wasser gemalt. Kaum unter seinen Händen fort, schienen sie in Nichts aufgelöst und für immer dahin.

Das lähmte seinem Genie die Flügel. Er fing an düster und in sich gekehrt zu werden, die Menschen zu

fliehen und Widerwillen vor der Palette zu haben. Stundenlang konnte er sitzen und auf den Erdboden oder in's Blaue hineinstarren.

„Es ist Alles umsonst," sagte er einst zu einem Freunde, der ihn zur Arbeit antrieb, „so viel ich auch ringe und strebe, mir mit meinen Schöpfungen Namen und Ruhm zu erwerben; es steht ein Dämon, ein böser Genius hinter mir, der, so wie ich sie fertig habe, den Mantel der Nacht und der Vergessenheit darüber breitet. Wozu der Aufwand von Fleiß und Mühe? Ich bin verurtheilt, unbekannt zu bleiben."

Alle Einwendungen und Vorstellungen halfen nicht, Achim Gult blieb bei seiner Meinung und seiner Unthätigkeit, bis eines schönen Tages von unbekannter Hand und ohne Unterschrift ein Brief in seine Hände gelangte, in dem es hieß:

„Wenn Achim Gult seine Bilder sehen und über deren Schicksal etwas Näheres erfahren will, so ist er eingeladen, nach A.... auf die Villa F..... zu kommen, wo ihm alles Weitere klar werden wird."

Diese höchst sonderbaren, geheimnißvollen Zeilen frappirten Achim in nicht geringem Grade. Endlich, endlich sollte er Aufklärung über das seltsame Abhandenkommen seiner Bilder erhalten, endlich wissen, wer sie an sich gekauft und zu welchem Zwecke.

Natürlich, daß er keinen Augenblick zögerte, die kleine Reise nach A .... anzutreten.

Daselbst angelangt, beeilte er sich die Villa F..... aufzusuchen.

Er fand in derselben ein ziemlich weit und einsam von der Stadt abliegendes Landhaus von eleganter, leicht italienischer, etwas mysteriöser Bauart, ein Landhaus, das, hinter Bäumen versteckt und wie ein architektonisches Räthsel aussehend, wohl geeignet schien, etwas Wunderbares in sich zu beherbergen.

Nachdem Achim am Gitter geschellt und den Klingellaut hohl durch das ganze Gebäude hatte hintönen hören, kam endlich ein alter Diener ihm zu öffnen. Der Künstler nannte diesem nicht ohne einiges Herzklopfen seinen Namen, dabei angebend, daß er hierher beschieden worden sei.

„Sehr wohl," sagte der Diener, sich wendend und Achim auffordernd, ihm zu folgen. „Treten Sie näher, mein Herr."

Dem Maler voranschreitend, führte er ihn in einen Saal, der nach hinten liegend, eben von der untergehenden Augustsonne beleuchtet, dem Eintretenden sofort seine sämmtlichen Bilder sorgsam gehütet und nicht nur wohl geordnet, sondern auch dem Licht nach höchst günstig aufgehängt zeigte.

Der Urheber derſelben begrüßte ſie mit einem lauten Freudengeſchrei. Da waren ſie ja alle, die Zeugen ſeines Ruhmes, die er verloren, untergegangen, vernichtet geglaubt, da waren ſie und da ſtrahlten ſie ihm entgegen mit all' ihrer Friſche, ihrem Glanz, ihrem Aufwand von Geiſt und Genie, ihren Erinnerungen an die Zeit, da er ſich noch von der Gräfin Antoinette Tſch . . . . . geliebt wähnte und in dieſem Wahne mit ſo viel Begeiſterung, mit ſo viel Liebe und Glück an die Arbeit ging. Ach! er hatte nie wieder ſo gearbeitet, wie damals, das fühlte er wohl! Seine Zeichnung war ſchöner, ſein Pinſel beſtimmter, das Kolorit geſättigter, kurz, er war in der Technik vollendeter geworden, aber ſeine erſten Gemälde zeigten dagegen einen bei weitem größeren Aufſchwung, ſchönere Fülle, höhere Verve.

„Ach," rief er, indem er dieſe früheren Bilder mit den Händen betaſtete und wie liebe, liebe Freunde küßte, „ach! nur damals war ich ein Künſtler!"

„Ja," ſagte plötzlich eine ihm nur zu bekannte Stimme hinter ihm, „ja Achim, damals warſt Du ein Künſtler. Du warſt Künſtler, ſo lange Du an meiner Seite ſtandeſt, ſo lange meine Liebe Dich beſeelte. Ich habe Theil an dieſen Bildern, ich habe ſie mitgeſchaffen, und daher beſitze ich auch ein Recht an ſie, ſo gut wie Du ſelbſt. Dies Recht zu wahren, ließ ich ſie ankaufen

und hier aufſtellen. Sieh' ſie an, Achim, dieſe Kinder unſerer Liebe, weide Dich daran, zum letzten Male ...."

„Zum letzten Male," ſtammelte Achim Gult entſetzt.

„Zum letzten Mal," wiederholte Gräfin Antoinette, „denn ſieh, ſchon frißt die Flamme, die ich hinter dieſer Tapetenwand entfachen ließ, mehr und mehr unter ihnen hervor: ein Moment noch, und ſie ſind Staub und Aſche, wie die Neigung für mich in Deinem Herzen!"

Und in der That, während Gräfin Antoinette Tſch ..... ſo ſprach, rang ſich roth und gefräßig bereits die Flamme unter den Gemälden hervor und begann ſie gierig zu ergreifen.

Achim Gult ſtieß einen Schrei der Verzweiflung aus und ſtürzte zur Rettung ſeiner Bilder nach der Wand zu, aber noch ehe er ſie erreichte, brach ſie krachend zuſammen, verſchlungen von einem ſich darüber wälzenden Feuermeer. Einen Augenblick darnach brannte das ganze Haus.

Ehe die Stadt und das nächſte Dorf Hilfe und Beiſtand geſendet, war das ganze leichte Gebäude zu Schutt verwandelt. Gräfin Antoinette und ihre Dienerſchaft retteten ſich. Später, man weiß nicht wie, verbreitete ſich die Nachricht: Achim Gult habe, nachdem er in dem Hauſe erſchienen, die darin aufbewahrten Bilderſchätze ſelbſt in Brand geſteckt, weil er ſie im

Besitze der Gräfin nicht habe lassen wollen. Widerrufen hat er und Niemand dies Gerücht. Verstört und wahnsinnig kam er nach einigen Tagen mit zerrissenen Kleidern und zerrauftem Haare bei seiner Gattin an. Vierzehn Tage darauf war er im Irrenhause gestorben.

Gräfin Antoinette Tsch . . . . . lebt nach wie vor in M . . . . . Daß es aber einst einen genialen, vielversprechenden Maler, Achim Gult mit Namen gegeben, davon weiß fast Niemand mehr. Die Rache einer Frau hat seinen Ruhm für ewige Zeiten vernichtet.

Der venetianiſche Kaſten

oder

Die Rache eines betrogenen Gatten.

Eine Novelle.

Die Geſchichte des Mittelalters, die überall an Greuelthaten ſehr reich geweſen, hat beſonders in Italien, wo das Land vielfach getheilt und ein begüterter Adel ziemlich eigenmächtig und ſich ſelbſt überlaſſen war, die ſchreckenerregendſten und haarſträubendſten Begebenheiten aufzuweiſen. Die nachfolgende, die ſich in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ereignete und in den Chroniken Perugia's aufbewahrt iſt, gehört noch keineswegs zu den fürchterlichſten, dürfte aber doch nicht verfehlen, unſere modernen Leſer mit Entſetzen vor der ausgeſuchten Grauſamkeit zu erfüllen, mit der wir darin einen hintergangenen Gatten ſeine Rache werden nehmen ſehen.

Carlo Montefeltro, Graf von Saſſoferrato, hatte, zwei Mal Wittwer geworden, in ziemlich vorgerücktem Alter ſich zum dritten Mal mit Lavinia Maturanzio, einer edlen Perugianerin von ſechszehn Jahren vermählt. Als er ſich um dieſelbe bewarb und ſie von

ihren Eltern zugeſprochen erhielt, wußte er, wie die ganze Stadt, daß ſie mit Aſtorre Braccio von früher Jugend an in inniger Herzensbeziehung geſtanden. Die Familien Braccio und Maturanzio waren lange Zeit nah befreundet und ohne Zweifel Willens geweſen, aus Aſtorre und Lavinia zur Beſiegelung des Bundes ein Paar zu machen. Die Kinder, die in faſt ununterbrochener Gemeinſchaft aufwuchſen und die Abſicht der Eltern früh errathen oder gelegentlich auch wohl offen dargelegt vernommen haben mochten, gewöhnten ſich von Jugend auf ſo ſehr, ſich als beſtimmt für einander anzuſehen, daß ſie dem Geiſt und der Seele nach ſich gewiſſermaßen in einander verwebten und das Glück ihres Lebens nur in der Vereinigung ihrer Herzen zu erhoffen und zu erblicken lernten. Man kann ſich denken, daß ein plötzlich durch die Parteikämpfe jener Zeit veranlaßter Freundſchaftsbruch ihrer Familien, welchem natürlich denn auch jeder Gedanke an ihre beabſichtigt geweſene Verbindung zum Opfer fiel, ein nicht geringer Schlag für ſie Beide wurde. Sie, die ſich ſeither täglich geſehen, geſprochen, Alles gemeinſchaftlich erlebt und auch das Geringſte, was Jedem einzeln von ihnen zugeſtoßen, in Beziehung zu ihrem künftigen Bunde gebracht, ſie ſollten nun nicht mehr zuſammentreffen, ſich nicht mehr ſprechen, ja, wenn ſie ſich zufällig begegneten, ſich nicht kennen und

herzlich begrüßen, ſondern fremd von einander abwenden. Man wird geſtehen, daß von zwei jungen, feurigen, ſich liebenden Herzen dies ein wenig viel, wenn nicht zu viel verlangt war. Die Eltern, die das wohl einſehen mochten und doch den früh geweckten und ſo lange beſchützten und gepflegten Neigungen ihrer Kinder nicht nachgeben mochten, ſannen, um ſie auf immer davon abzubringen und wohl auch in der Meinung ſie entſchädigen zu müſſen, mit allem nur denkbaren Eifer darauf, ſie anderweitige Ehen ſchließen zu machen.

Für Aſtorre Braccio ließ ſich nicht gleich eine paſſende Braut entdecken, allein für Lavinia Maturanzio glaubte ihre Familie gar keinen würdigeren Gatten wünſchen zu können, als er ſich ihr in jenem Carlo Montefeltro, dem Grafen von Saſſoferrato, darbot, der bei einem öffentlichen Feſt in Perugia das junge, in holder Jugendſchöne ſtehende Mädchen kaum geſehen hatte, als er auch ſofort kam, um bei ihren Eltern um ſie anzuhalten.

Die Eltern beſtach der Reichthum, das Anſehn und die Macht des Bewerbers in ſo hohem Grade, daß ſie darüber die Zahl ſeiner Jahre, ſein ergrauendes Haar und die ſich bereits einſtellenden Falten ſeines Geſichts ganz und gar vergaßen und, nur froh darüber, nach dem Bruch mit den Braccio's gleich Gelegenheit zu einer ſo glänzenden und einflußreichen Verbindung zu

finden, die Tochter sofort durch alle ihnen zu Gebot stehenden Mittel bewogen, die Hand des Grafen anzunehmen.

Diese Annahme wäre minder leicht oder auch wohl gar nicht erfolgt, wenn nicht ein verhängnißvoller Umstand ihr zufälliger Weise einen besonderen Vorschub geleistet. Lavinia und Astorre nämlich hatten trotz aller Ueberwachung und Verhinderung von Seiten ihrer Familien sich dennoch in's Geheime nicht nur zu schreiben, sondern am dritten Ort auch zu sprechen gewußt. Als nun Lavinia den Antrag des Grafen erhielt und sich von den Zusprüchen der Ihrigen unablässig bestürmt und im Weigerungsfalle mit dem Kloster bedroht sah, schrieb sie Brief über Brief an Astorre mit den flehentlichsten Bitten, sie diesen Drangsalen zu entreißen. Aber da sie auf alle ihre Schreiben keine Zeile zur Antwort bekam und auch am verabredeten Stelldichein den Geliebten nicht mehr fand, so war es natürlich, daß sie zu der traurigen Vermuthung gelangte, von ihm aufgegeben zu sein, und in Folge dessen den Wünschen ihrer Eltern und des Grafen mit verzweifeltem Herzen sich fügte. Erst später, nachdem sie vermählt und bereits auf Schloß Sassoferrato bei Ponte Ricciuolo residirte, erfuhr sie, daß Astorre zu eben jener Zeit nach Bastia geschickt worden war, um von da eine

auf der Heimreise von Neapel erkrankte Schwester nach Haus zu geleiten.

Als er heimgekehrt die Verheirathung seiner Geliebten vernahm, verfiel er selbst aus Verzweiflung darüber in ein so heftiges Fieber, daß er sich mehrmals dem Tode nahe gebracht und von den Aerzten aufgegeben sah. Weniger ihrer Kunst als vielmehr der elastischen, allen Anfällen der Krankheit Trotz bietenden Kraft seiner Jugend verdankte er seine endliche Genesung, die noch kaum vollständig erfolgt war, als er auch schon, durch die erst jetzt in seine Hände gelangenden Briefe Lavinia's deren Unschuld am Treubruch erkennend, alle sich ihm darbietenden Wege und Mittel anwandte, sich wieder in das früher gepflogene geheime Einverständniß mit ihr zu setzen.

Nachdem ihm mehrfache Versuche, einen Diener des Schlosses von Sassoferrato für sich zu gewinnen, mißglückt waren, gelang es ihm endlich doch, einen Pagen der jungen Gräfin zu bestechen und durch diesen einen Brief an seine Geliebte bestellen zu lassen. Dieser Brief, der Lavinia über Astorre's damaliges Schweigen aufklärte und die volle Gluth der alten, jetzt durch die Trennung und das Mißgeschick noch gesteigerten Leidenschaft bekundete, entzündete in ihrem Herzen eine so verzehrende Sehnsucht nach dem Jugendfreunde,

daß ſie aufgelöſt in Thränen und am ganzen Körper vor Erregung bebend zu der ihr aus ihrem elterlichen Hauſe gefolgten Amme ſtürzte und dieſe knieend anflehte, ihr im Verein mit dem von dem Manne ihrer Wahl beſtochenen Pagen Gelegenheit zu einer Zuſammenkunft mit Aſtorre zu verſchaffen.

Die Amme, eine kluge und verſchmitzte Perſon, die Aſtorre Braccio wegen vielfach erhaltener Gaben und erwieſener Freundlichkeiten von Herzen zugethan war und den eiſernen, ſtrengen und wohl auch etwas geizigen Grafen von Saſſoferrato nicht eben leiden mochte, beſänftigte ihre junge Herrin zunächſt, ſo gut ſie konnte, verſprach ihr nach Kräften zu dienen und Aſtorre, wenn irgend möglich, in's Geheime zu ihr zu führen.

Wirklich that ſie ſich auch gleich mit dem Pagen zuſammen, um mit dieſem zu berathen, wie es vielleicht gelingen dürfte, den jungen Braccio zur Nachtzeit unbemerkt in das Kaſtell und in die von der Gräfin allein bewohnten Gemächer zu bringen. Der Page hatte nur einen, aber einen wohl anzunehmenden Vorſchlag. Er machte ſich nämlich anheiſchig, den jungen Herrn, von dem er ſich hatte gewinnen laſſen, durch eine verſteckte und ſelbſt nur den wenigſten Leuten im Schloſſe bekannte Felſenpforte einzuführen, wenn die Amme es übernehmen wolle, den auf dieſe Weiſe in's Schloß Gebrachten dann weiter über die Treppen und

Gänge fort in die Zimmer der Gräfin zu bringen. Die Unterhändlerin, die sich im Gewirre der Gewölbe und Corridore wohl zurecht zu finden glauben durfte, ging auf dies Anerbieten ein und verabredete die Unternehmung sogleich für eine der nächsten Nächte, bis zu welcher Astorre von Perugia her zu erwarten war.

In der That gelangte der auf Flügeln der Liebe herbeigeeilte Braccio auf diese Weise auch glücklich in die ihn ausgebreitet erwartenden Arme Lavinia's, die nach all' den ausgestandenen Leiden, bösen Verdächtigungen und Irrthümern nun nicht müde wurde, ihn zu herzen und zu küssen und mit allen Liebkosungen zu überschütten, die einem reinen, aber glühenden Frauenherzen so unerschöpflich zu Gebot stehen. Als der Morgen dämmerte und damit die Stunde der Trennung kam, hatte man sich tausend Mal am Herzen gelegen, unzählige Mal die Augen, die Lippen, die Stirn geküßt, das Haar gestreichelt, die Hände gedrückt, aber durchaus so wenig ruhige und vernünftige Worte gewechselt, daß man sich natürlich mit dieser einen Zusammenkunft nicht begnügen konnte, sondern sofort eine zweite und nächste beim Abschied verabredete.

Dieses zweite, bald darnach stattfindende Wiedersehn fiel im Ganzen nicht viel anders aus, als das erste. Man war so glücklich und berauscht, sich bei einander zu sehen, sich zu umarmen, den Schlag der Herzen

gegeneinander pulſen zu hören, daß man darüber Vergangenheit und Zukunft vergeſſend die flüchtigen Augenblicke der Gegenwart nur dazu benutzte, ſchwärmeriſch die Sterne zu betrachten und ſich unverſtändliche, in der Gluth der Küſſe und Liebkoſungen untergehende Worte in's Ohr zu hauchen. Als das Frührоth leiſe den tiefen Himmel zu röthen, die Lerche noch halb verträumt ihre erſten Laute zu trillern begann, und alſo die Liebenden wieder gezwungen waren, ſich von einander loszureißen, fanden ſie, daß ſie ſich auch dieſes Mal nicht ausgeſprochen und nothwendiger Weiſe zum dritten Mal wieder ſehen müßten.

Aber auch das dritte Mal kamen ſie nicht weiter. Es folgte eine vierte, fünfte, zehnte, zwölfte, ſechszehnte Zuſammenkunft, und als man endlich die zwanzigſte abgehalten hatte, fand man, daß man ſie eine ganze Ewigkeit hindurch würde abhalten und doch nicht genug haben können. Nach und nach war man übereingekommen, daß man ohne dieſe heimlichen Stelldichein nicht exiſtiren und lieber das Leben laſſen, als ihnen entſagen wolle.

Die Amme und der Page, die auf ein nicht Endenwollen dieſer Rendezvous nicht gerechnet hatten und die Gefährlichkeit wohl einſahen, welche ihnen ſelbſt und dem Paare auf die Länge der Zeit aus der Unternehmung erwachſen mußte, verſuchten umſonſt die Lie-

benden zu einer Unterbrechung und Aufgebung derſelben zu bewegen. Den Letzteren beſtachen Geld und Verſprechungen des jungen Braccio und die Erſtere die Thränen und Beſchwörungen ihrer Gebieterin ſo ſehr und ſo oft, daß ſie ſich immer wieder auf's Neue willig finden ließen, ihnen zu dienen.

Bei dem öfteren und längeren Zuſammenſein, das Aſtorre und Lavinia ſich geſtatteten, hatte man natürlich für einen Fall der Ueberraſchung von Seiten des Grafen auf einen ſchicklichen Verſteck des Erſteren denken müſſen und für dieſen Zweck am geeignetſten einen Kaſten befunden, der ziemlich lang und hoch und auf's Koſtbarſte in Venedig gearbeitet, die elterliche Mitgift und Ausſtattung Lavinia's enthalten hatte.

Dieſer Kaſten, der in dem Schlafgemach der jungen Gräfin ſtand, und zu welchem ſie allein den Schlüſſel beſaß, war ſo geräumig und luftig, daß der darin ſich Verbergende ganz wohl und bequem darin liegen konnte. Der Graf von Saſſoferrato, der im Ganzen ſehr ſtill und zurückgezogen lebte und gerne der nächtlichen Ruhe pflegte, beſuchte ſeine junge Gemahlin nur ſelten und zwang daher ſeinen Nebenbuhler überdies nicht eben ſehr oft, in jenem Kaſten ſeine Zuflucht zu ſuchen.

Das Feuer der ſinnlichen Leidenſchaft war in Carlo Montefeltro mit der dahingeſchwundenen Jugend ſo

ziemlich erloſchen, aber deſto heftiger, ſtarrer und glühender hatte ſich das Gefühl des Stolzes und der Ehre in ihm wach erhalten. Von jeher in Macht und Anſehen lebend, war er gewohnt geworden, alle ſeine Wünſche erfüllt und ſich ſtets im Beſitze des Beſten und Schönſten der Welt zu ſehen. Seine Schlöſſer auf dem Lande und die ihm zugehörenden Paläſte in den Städten enthielten die hervorragendſten Meiſterſtücke der damaligen Malerei und die herrlichſten Werke der Elfenbeinſchnitzerei und Goldſchmiedekunſt. Lavinia Maturanzio hatte er zur Gattin genommen, nicht ſowohl, weil er von brennender Leidenſchaft für ſie verzehrt ward und in ihren jugendlichen Reizen noch ausnehmend zu ſchwelgen hoffen durfte, als vielmehr, weil er, indem er ſie angeſtaunt und begehrt von der ganzen Männerwelt fand, den Ehrgeiz in ſich fühlte, ſie Allen zuvor die Seine zu nennen.

Er wußte, wie wir ſchon gemeldet, daß ſie Aſtorre von Jugend auf verſprochen und mit inniger Neigung zugethan geweſen, ebenſo, wie er ſich wohl denken konnte, daß ſie, voll blühender Schönheit ſeinem Greiſenalter zur Seite gegeben, mannichfachen Bewerbungen und Nachſtellungen jüngerer Männer bloßgegeben ſein würde. Aber eben deswegen reizte ihr Beſitz ihn um ſo mehr, und nur um ſo ſorgſamer war er bedacht, ſie von ſeinen Untergebenen hüten und bewachen zu laſſen.

Niemand, das hatte er ſich heilig geſchworen, ſollte ungeſtraft auch nur den Gedanken faſſen, Schmach auf ſein greiſes Haupt zu häufen.

Es darf als ſeltſam genug erſcheinen, daß unter ſolchen Umſtänden die nächtlichen Beſuche des jungen Braccio bei Lavinia ſo lange unentdeckt und ein wirkliches Geheimniß blieben. Endlich aber, nachdem ein Späher durch ein unvorſichtiges Geräuſch, das die Amme beim Schleichen durch die Gänge verurſacht hatte, dieſer auf die Spur gebracht wurde, entdeckte man den heimlichen Eintritt des jungen Mannes und brachte dem Grafen Nachricht davon.

Der Graf, der auf die Treue ſeiner jungen Gemahlin bauen zu können meinte und ſeither noch nicht den mindeſten Grund zum Verdachte gehabt hatte, wollte den Einflüſterungen ſeiner Spione zwar nicht Glauben ſchenken, erhob ſich aber doch, um ſich ſogleich und unerwartet zu ihr hinüber zu begeben. Als er im Schlafgemach Lavinia's ankam, fand er dieſelbe zwar noch wach, aber in emſiges Leſen vertieft und von einem Manne keine Spur.

Er begab ſich erzürnt und aufgebracht über die Verleumder nach einiger Zeit nach dem von ihm bewohnten Flügel des Schloſſes zurück, darauf ſchwörend, daß die Gräfin rein und unſchuldig und die Wächter nur Geſpenſterſeher oder Trunkenbolde ſeien.

Allein die Wächter, wohl wissend, daß eine heimliche Liebe nur allzu verschlagen und sich hinter tausend Ränken und Listen sicher zu stellen emsigst und meist nicht ohne Glück beflissen ist, hatten, eine Hinterslichtführung ihres Gebieters befürchtend, während dessen schon fleißig nach allen verdächtigen Umständen umher gespäht, zunächst den wartenden Pagen entdeckt und schließlich denn auch die Entfernung Astorre's bemerkt.

Dem gemäß konnten sie nun, als ihr Herr am andern Morgen sie Verleumder und falsche Angeber nannte, mit der Meldung von weiteren Thatsachen hervortreten, die denn doch den alten Grafen so ernstlich stutzen machten, daß er für die nächsten Nächte an allen Ecken und Enden heimliche Posten mit dem Befehle ausstellte, ihm sofort bei der Annäherung irgend einer Person Anzeige davon zu machen.

Eine solche Anzeige erfolgte denn auch in der dritten Nacht, und Carlo Montefeltro konnte nun in der That, in die dunkle Nische eines Ganges, der zu den Gemächern seiner Gattin führte, versteckt, von der Amme geführt, einen jungen Mann in dieselben hinein verschwinden sehen. Nach einiger Zeit ihm dahin folgend, fand er Lavinia angekleidet auf's Bett geworfen und dem Anscheine nach schlafend. Er suchte nun mit Willen ziemlich geräuschvoll im Zimmer umher, weil

er meinte, es würde dies seine Gemahlin veranlassen, aus Angst vor Entdeckung ihren erkünstelten Schlummer aufzugeben. Allein da sie ungeachtet seines Nachspürens in Schränken, hinter Bett und Gardinen völlig unbewegt und in anscheinend ruhigem Athem blieb, so begann er im Stillen bereits wieder an ihre Unschuld zu glauben und den Mann und die Amme als Gaukelspiel seiner erregten Sinne zu nehmen, als er plötzlich, zufällig zu dem venetianischen Kasten tretend, gewahrte, daß die Schlafende Luft zu schöpfen aufhörte. Nun rasch mit dem Lichte, das er in der Hand hielt, zu ihr eilend und ihr damit in's Gesicht leuchtend, sah er, daß sie zum Tode erbleicht ein leises fieberhaftes Zucken der Mienen umsonst zu verbergen suchte. Diese Anzeichen genügten, seinen Vermuthungen wieder festen Boden zu verschaffen und ihn zu überzeugen, daß der, den er suchte, in jenem Kasten verborgen lag.

Außer sich vor Wuth und Entrüstung schüttelte er nun heftig seine Gemahlin am Arm; als sie indessen erschrocken auffahrend ihn ängstlich anstarrte, besann er sich rasch eines andern, beherrschte sich und sagte: „Verzeiht, meine Theure, daß ich Euch störe. Man hat mir gemeldet, daß sich eine giftige Schlange in's Schloß geschlichen, und in der Angst, daß sie sich hierher gewandt und Euch schaden könne, kam ich herüber Euer Gemach zu durchsuchen. Ich habe zum Glück

nichts Verdächtiges gefunden und weckte Euch jetzt nur, um Euch daran zu erinnern, daß Eure Kammerfrau verſäumt hat Euch auszukleiden."

Als Lavinia ſich deswegen entſchuldigt und ihm für ſeine liebende Vorſicht ihretwegen gedankt, ging er davon, für ſeine Rache ein anderes Mittel als einen öffentlichen Skandal zu ſuchen. Nachdem er ſeinen Sbirren den Auftrag gegeben, den aus dem Schloß tretenden Mann heimlich und unbemerkt zu verfolgen, ſeinen Wohnort, Stand und Namen auszukundſchaften und ihm von dem Allen dann Rapport zu geben, verfügte er ſich ſtill in ſeine Gemächer, da ſeinen Plan ruhig weiter auszubrüten.

Daß der Verwegene, der ihn zu beſchimpfen gewagt, nicht leben durfte, er ſei auch wer er ſei, war natürlich erſter und feſteſter Entſchluß bei ihm. Ein anderer war der, alles Aufſehen zu vermeiden und ſeine Schmach wo möglich in ewiges Schweigen zu begraben. Da er ſich auf ſeine eigenen Kreaturen verlaſſen durfte, ſo waren nur der abtrünnige Page, die Amme und Lavinia ſelbſt ſtumm zu machen. Die Art und Weiſe, wie das zu thun, konnte ihm nicht viel Schwierigkeiten bereiten. Was lag einem italieniſchen Großen zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an ein paar Menſchenleben? Nicht ſo viel, als einem halbwegs gutmüthigen Stallknecht heut zu Tage an der Exiſtenz einiger eben

geworfenen Hunde. Mit der Beseitigung dieser Mitschuldigen beschäftigte sich der Graf nicht eben viel; destomehr mit der des Nebenbuhlers und der Bestrafung seiner schuldigen Gattin.

Daß der Erstere Astorre Braccio sein könne, hatte er gleich vermuthet, und nachdem ihm seine Aufpasser dies bestätigt, brütete er einen Entschluß bei sich reif, der als eine Grausamkeit ohne Beispiel gelten darf.

Zunächst befahl er seinen Leuten, gegen die Strafbaren Nichts vorzunehmen und sie nach wie vor ihr Wesen treiben zu lassen. Eine Woche hindurch waren die Liebenden vorsichtig und so klug, ihre Zusammenkünfte einzustellen. Als sie indeß sich durchaus unverfolgt sahen und Nichts bemerkten, was sie Verrath hätte befürchten lassen, so begannen sie wieder in der früheren Weise sich zusammen zu finden.

Nachdem der Graf von Sassoferrato die Liebenden solchergestalt wieder ganz sicher gemacht und sich überzeugt hatte, daß Astorre Braccio immer einen und denselben Ort bei Ueberraschungen, die natürlich die Amme zu verhüten wußte, zum Verstecke wählte, ging er, es war im Jahre 1476, nach Urbino mit seiner erlauchten Gemahlin auf vierzehn Tage zum Besuch.

Während hier allerlei prächtige Feste, Turniere, Ringelstechen, Kavalkaden und Fackeltänze abgehalten wurden, und der greise Carlo Montefeltro sich in Auf-

merkſamkeiten und Galanterieen gegen die ſchöne Lavinia erſchöpfte, ward daheim auf Schloß Saſſoferrato in aller Stille das Rachewerkzeug geſchmiedet, das deren Untreue beſtrafen und ſeinen Beſchimpfer auf ewig vernichten ſollte.

Als es fertig war und ſeine ſchrecklichen Helfershelfer ihm Nachricht davon gegeben, brach er, Unwohlſein vorſchiebend, von Urbino plötzlich auf, um auf ſein Lieblingskaſtell bei Ponte Ricciuolo zurückzukehren. Natürlich war mit dieſer Rückkehr Niemand mehr einverſtanden, als Lavinia, die in Sehnſucht nach Aſtorre's glühenden Umarmungen und Küſſen verging und nicht eilig genug ſich wieder in den Gemächern ſehen konnte, die ſo oft und ſo viel ſchon das glückſelige Aſyl ihrer Liebe geweſen. Freilich ahnete ſie nicht, daß ſie ihr nun zur Hölle und zu der Mördergrube ihres Geliebten werden ſollten.

Es war am 11. Oktober des vorhin ſchon angegebenen Jahres, als man zu Saſſoferrato wieder ankam. Nachdem Lavinia ihre ſämmtlichen Zimmer und vor Allem auch den venetianiſchen Kaſten unterſucht und Nichts darin verändert oder Verdacht erregend gefunden, hatte ſie nichts Eiligeres zu thun, als durch den treu ergebenen Pagen an Aſtorre Bräccio zu ſchreiben und ihn einzuladen, ſie in nächſter Nacht in der alten Weiſe wieder zu beſuchen.

Natürlich war Niemand glücklicher als Astorre Braccio, der die Abwesenheit der Geliebten schwer genug empfunden und nun die Zeit nicht erwarten konnte, sie wieder an sein Herz zu drücken. Kaum war es Mitternacht, Land und Wege still, als er von Sehnsucht getrieben zu der Felsenpforte des Schlosses eilte.

Er fand sie und was sie umgab wie sonst. Kein Zeichen, kein Vogelschrei, keine üble Vorbedeutung machten ihn stutzig. Freudig klopfenden Herzens trat er ein, um beflügelter als sonst, von der vorsichtigen Amme geführt, sich nach dem von Lavinia bewohnten Schloßtheile zu begeben. Nichts regte sich auf den Gängen, kein Fußtritt verfolgte ihn, kein funkelnder Degen streckte aus irgend einer Ecke unerwartet sich ihm entgegen. Unangefochten erreichte er die Schwelle, an der die Jugendgespielin ihn klopfenden Herzens erwartete.

Es war ihnen, als wenn sie sich nach einer Ewigkeit wiedersähen. Inniger denn je drängten sie sich aneinander; glühender hauchte ihr Mund, flammender brannten ihre Küsse. Sie hielten sich umschlungen, flochten ihre Locken in einander, lispelten sich süße Liebesnamen zu. Sie waren nie seliger, nie liebeberauschter gewesen, als gerade in dieser Nacht. Ahnten ihre Herzen, daß es die letzte ihres verstohlenen Glückes sein sollte? Ein englisches Sprüchwort sagt: coming

events cast their shadows before. Und in der That, wie Schwüle und drückende Luft einem Gewitter vorausgehen, so pflegt es gewisse Instinkte und geheime Triebe im Innern des Menschen zu geben, die ihn, auch mitten in seiner höchsten Seligkeit, die Annäherung eines schweren Geschickes gewahren lassen. Er preßt eine Brust, die ihn liebt, fester, athemraubender, erstickender an sich, er küßt Augen, die ihn beseligt anblicken und welche er tausend Mal küßte, länger, mit einsaugenderer Inbrunst, als sonst und weiß nicht warum. Er weiß nicht, was ihn eine so theure Hand so fieberhaft festhalten, eine in Schauern heiliger Liebe erbebende Gestalt mit so mächtiger Gewalt an sich reißen macht. „Es ist Rausch, glückliche Thorheit," sagt er zu sich selbst. Ach, und es ist Nichts als der Todeskrampf einer großen Empfindung, das triste Bewußtsein eines zerschmetternd über die Herzen hereinbrechenden Verhängnisses!

Wenigstens war es bei Astorre Braccio und Lavinia Maturanzio so. Mitten im heißesten Kusse, in der seligsten Umarmung schreckte sie das verabredete Zeichen der Amme, das sie vor Ueberraschung warnte, auseinander. Der Erstere hatte kaum Zeit, sich in den Kasten zu flüchten, und Lavinia nur eben noch so viel Muße, den Schlüssel abzuziehen und sich auf ihr Lager zu

werfen, als der Graf mit einer Kerze in der Hand und in Nachtkleidern zu ihr herein trat.

Er klagte über Schlaflosigkeit, wie sie das Alter gewöhnlich zu plagen pflegt, bat wegen seiner Störung um Verzeihung und ließ sich, im Zimmer auf- und niedergehend, mit seiner Gemahlin in die gleichgültigsten Gespräche ein. Plötzlich vor dem venetianischen Kasten, wie von einem zufälligen Gedanken überkommen, stehen bleibend, sagte er: „Dieser Kasten sieht, so hübsch und künstlich er auch gearbeitet ist, doch gerade wie ein Sarg aus. Ich kann nicht begreifen, daß Ihr ihn hier in Eurem Gemache behaltet. Mich würde sein Anblick beängstigen."

Lavinia, die die Betrachtung und Erwähnung des Kastens von Seiten des Grafen schon an und für sich in Schrecken versetzt hatte, wurde über den Vergleich desselben mit einem Sarge noch peinlicher berührt und konnte daher nicht umhin, mit zitternder und bewegter Stimme auf's Eindringlichste zu remonstriren, wie er ein Geschenk ihrer Eltern und als solches ihr stets von Werth sein werde.

„Nun gut, gut," rief Carlo Montefeltro, „Ihr sollt ihn behalten," indem er nach einer kleinen Weile hinzufügte, „auch ist er in der That in seiner Art ein Kunstwerk. Diese in Silber getriebenen Beschläge sind

von der feinsten Arbeit, ich habe sie nie schöner gesehen. Wahrhaftig, sie machen ihrem Hersteller die größeste Ehre. Und nun vollends das Schloß! Das Schloß ist ein Meisterstück für sich. Habt Ihr nicht den Schlüssel bei der Hand, Madonna, daß ich einmal versuche, wie leicht oder wie schwer es sich öffnen läßt?"

„Den Schlüssel? Den Schlüssel?" fragte die junge Gräfin mit bebender Zunge und über und über zum Tode erbleichend. „Ich weiß nicht in diesem Moment, wo ich ihn habe. Die Amme hat ihn weg gelegt. Aber ich will ihn suchen," setzte sie stockend hinzu, indem sie Miene machte sich zu erheben.

„Nicht doch! Nicht doch!" rief der Graf, als er das sah. „Macht Euch keine Mühe deshalb. Es war nur ein müssiger Einfall von mir, und ich kann zu gelegnerer Zeit das Werk in Augenschein nehmen. Vor der Hand erlaubt nur noch, daß ich das Licht nehme und nach dem Namen des Verfertigers sehe, der hier auf einer Schiene eingravirt ist, wie es scheint."

Mit diesen Worten das Licht vom Tische nehmend, wohin er es vorhin gestellt hatte, leuchtete er nah auf den Kasten herab, indem er sagte: „Richtig, da steht er. Casolini heißt er, Casolini!" Und indem er diesen Namen las, drückte er leise und wie wenn er sich auch genau durch das Gefühl von den Buchstaben überzeugen wollte, mit den Fingern darauf.

Kaum aber war das geſchehen, ſo erhob ſich leiſe ein ſchmerzlich wimmernder, lange anhaltender Ton, ein Ton, der, da er aus dem Innern des Kaſtens zu kommen ſchien, Lavinia durch Mark und Seele ging und ſie ſo tief in's Herz hinein erbeben machte, daß ſie, entſetzt von ihrem Lager in die Höhe fahrend, in Todesangſt fragte: „Was war das?"

Der Graf von Saſſoferato, der ſich mit einem Aufblitzen hämiſcher Schadenfreude in ſeinen ſtechenden Blicken bei dem ſchrecklichen Laute erhoben, antwortete: „Ich kann es nicht ſagen, Madonna, aber es klang wie ein letzter Todesſeufzer. Wer weiß, welch' ein theurer Freund Euch oder mir eben in dieſem Augenblick entriſſen worden. Der letzte Hauch von Sterbenden, ſagt man, dringt auch durch die weiteſten Entfernungen zu dem Ohr der Geliebten!"

Lavinia, die das Alles mit Schauder vernahm, war außer ſich und fing auf das Bitterlichſte zu weinen an.

„Weint nicht," ſagte Carlo Montefeltro ſtreng, „betet, Madonna, betet, daß der Herr unſeren Seelen gnädig ſei. Ich will es gleichfalls thun. Wir haben Alle große Sünden zu büßen!"

Damit ging er zur Thür, die er aber, hinausgetreten, nicht hinter ſich verſchloß, ſondern nur leiſe anlehnte, ſo daß er durch einen Spalt noch immer das Zimmer Lavinia's überblicken und an der an ihr genommenen

Rache sich weiden konnte. Die Unglückliche sah sich kaum allein, als sie hastig von ihrem Lager aufsprang und bleich, in Thränen gebadet und mit aufgelöstem Haar zu dem venetianischen Kasten stürzte. Ihre Hände zitterten so gewaltig, daß sie den schon vorher hervorgesuchten Schlüssel nicht gleich in das Schloß zu bringen vermochte. „Astorre! Geliebter Astorre!" rief sie in Schweiß gebadet und in unterdrücktem Jammertone, indem sie ihre Versuche den Kasten zu öffnen in fiebernder Angst immer wiederholte und in gesteigerter Emsigkeit fortsetzte, bis sie denn endlich ihren Zweck erreichte und den Deckel auffliegen machte.

Aber, o Himmel, welch' ein Schauspiel bot sich ihren Blicken in dem geöffneten Kasten dar! Astorre, ihr geliebter Astorre lag von tausend Dolchstichen und Messerschnitten ermordet, in seinem Blute schwimmend vor ihr da. Der hintergangene Gatte hatte ihre Abwesenheit aus dem Schlosse benutzt und den Zufluchtsort ihres Geliebten zu einer raffinirten Höllenmaschine umwandeln lassen. Der Boden und die Seitenwände desselben waren so mit Dolchspitzen und Messerschneiden gepolstert worden, daß ein leiser Druck an einer Feder, die in einem der Buchstaben in dem Namen Casolini angebracht war, alle zusammen und auf einmal in den Leib des darin Verborgenen bohren mußten.

Ob Lavinia diese teuflische Konstruktion zu erkennen

noch Beſinnung nach dem ſchaudervollen Anblicke, der ihr wurde, genug behielt, weiß man nicht. Mit einem Schrei des raſendſten Entſetzens ſank ſie ohnmächtig nieder, und als ſie wieder zu ſich kam, hatte ſie Sprache und Verſtand für immer verloren. In dieſem Zuſtande hat ſie beinahe noch zwei Jahre gelebt. Die Amme und der Page, berichtet die Sage, ſind in einem dunklen Verließe des Kaſtells einen martervollen Hungertod geſtorben, und von Aſtorre Braccio, der ſpurlos verſchollen blieb, würde man nie wieder Etwas erfahren haben, wenn der Graf von Saſſoferrato auf ſeinem Sterbelager einem Prieſter deſſen traurigen Tod nicht gebeichtet und angegeben hätte, daß er in dem verhängnißvollen venetianiſchen Kaſten unter der Zugbrücke eingeſcharrt liege.

Dort hat man ihn denn auch aufgefunden, und nachdem man ſeinen zerfleiſchten Leichnam aus dem Kaſten herausgenommen und in geweihter Erde beſtattet, wurde der Letztere zu Perugia noch bis in's achtzehnte Jahrhundert hinein als eine eigenthümliche Kurioſität Reiſenden und Fremden auf dem Rathhauſe daſelbſt gezeigt. Wo er ſeitdem hingekommen, gelang nicht in Erfahrung zu bringen.

Die
Geſchichte eines armen Menſchenlebens.

An einem Herbsttage, an welchem die Sonne, hinter einem Walle von Wolken verschanzt, nur einen blassen und gelblich schimmernden Schein über die Erde goß, ging ich, weil ich mich zum Arbeiten wenig aufgelegt fühlte, einsam und allein zum Thore hinaus, die nächstgelegene Umgegend zu durchstreifen. Nachdem ich eine gute Weile Spaziergänge, Wiesenpfade und Alleen, in Gedanken vertieft, durchkreuzt, sah ich mich plötzlich vor dem Eingange eines Kirchhofes, den ich mich erinnerte, lange nicht besucht zu haben. Seine Monumente, Grabschriften und Urnen wieder einmal in Augenschein zu nehmen, schritt ich nach einem kurzen Stutzen über das unerwartete Ziel meiner Wanderung in denselben hinein.

Es war gegen Mittag und der Platz, so viel mich ein flüchtiger Ueberblick erkennen ließ, im Moment ganz unbesucht. Eine Seite desselben, die ich sonst nur brach liegend gekannt, und welche jetzt dicht mit Gräbern

beſäet war, zog zunächſt meine Theilnahme auf ſich. Sie langſam durchſchreitend, muſterte ich die Denkſteine und Inſchriften, die ich da aufgeſtellt und eingegraben fand.

Wenn man im Allgemeinen ſchon von unſeren Friedhöfen ſagen muß, daß ſie meiſt nur geſchmacklos eingerichtet und durch eine triviale Gleichmäßigkeit von einem faſt beängſtigenden und jedenfalls wenig erhebenden Eindrucke ſind, ſo durfte das hier von dem neu hinzugekommenen Theile dieſer Begräbnißſtätte noch in einem ganz beſonderen Grade behauptet werden. Faſt auf allen Hügeln befanden ſich Kreuze, Kreuze aus Holz, Gußeiſen und Stein, in allen Dimenſionen und meiſt von der geſchmackloſeſten Art.

Man hat Goethe ein Verbrechen daraus gemacht und den Beweis ſeiner Unchriſtlichkeit davon abgeleitet, daß er das Kreuz nicht leiden mochte. Und doch hat er in einem gewiſſen Sinne entſchieden Recht gehabt. Wenn auch *das Kreuz* noch erträglich und als Leidensſymbol unſerer Religion wohl zu reſpektiren ſein mag, *die Kreuze*, d. h. die bunte unſymmetriſche Menge von Kreuzen, wie man ſie auf unſern Kirchhöfen findet, iſt unzweifelhaft und ganz gewiß ein total unſchöner, ja geradezu widerwärtiger Anblick.

Man ſollte übereinkommen, auf jedem Friedhofe nur *ein* großes Kreuz, vielleicht in der Mitte, zu

errichten und dann daneben auf den einzelnen Gräbern keine anderen mehr anzubringen.

Dies eine große Kreuz, den ganzen Platz überragend, würde sich nicht nur gut ausnehmen, sondern auch noch dadurch, daß es das einzige auf der Stelle ist, dem Auge des Beschauers imponiren und als Symbol die Ungetheiltheit und Einigkeit der Kirche auf's Würdigste zu repräsentiren im Stande sein.

Die vielen einzelnen Kreuzelchen, Kreuzchen und Kreuze aber geben dem Begräbnißplatze so viel unregelmäßige Conformität, so viel ungleiche Gleichheit, daß der Eindruck, der dadurch hervorgebracht wird, ganz nothwendig ein beunruhigender und peinlicher werden muß. Ein Aschenkrug, eine aufsteigende Säule ist für den Beschauer wie ein Labsal, ja der ganz ungeschmückte, nur mit grünem Rasen belegte Hügel des Armen nimmt sich friedlich erquickender dagegen aus.

In diese Wahrnehmung und Betrachtung verloren, schritt ich an der Reihe der Gräber entlang, nur hier und da stehen bleibend, einen Namen oder ein paar in Stein gemeißelte Worte zu lesen.

Von den letzteren zeigten sich nur wenige bedeutsam, von den ersteren waren mir manche bekannt. Ich hatte sie bei dieser oder jener Gelegenheit nennen gehört oder auch wohl zu dem Träger oder der Trägerin desselben in einem näheren oder entfernteren Verhältnisse gestan-

den. Hier lag ein junges Mädchen, die verlobte Braut eines Freundes, dort ein beliebter Künstler, dazwischen ein als Geizhals und Wucherer verschrieen gewesener Mann. Ein wegen seiner Eigenthümlichkeit vielfach in den Stadtgeschichten seiner Zeit genannter Sonderling hatte seine Originalität bis auf seine Grabschrift ausgedehnt und sich als solche zwei Fragezeichen setzen lassen, die ein zwischen ein paar Gedankenstrichen stehendes Ausrufungszeichen in die Mitte nehmen.

Noch ganz in die Enträthselung dieses Grabrebusses vertieft, vernahm ich plötzlich ein dumpfes Geräusch hinter mir, das, mich zum Umwenden veranlassend, mich dicht hinter meinem Rücken eine Grube gewahren ließ, in welche vier Leichenträger eben einen einfach schwarzen Sarg niedersenkten, dessen einziges Geleit eine alte, schwache Matrone war, die, mit zitternder Hand die ersten drei Erdschollen darauf niederwerfend, leise schluchzend sich eine Thräne nach der andern aus den Augen wischte.

Das Stille, Einsame und fast Geräuschlose dieses Auftrittes zog mich an, und so blieb ich denn unwillkürlich stehen, seiner vollständigen Entwickelung beizuwohnen, die, wie vorauszusehen war, nicht eben lange auf sich warten lassen konnte. Die Grube war bald gefüllt, aufgeschaufelt und zum Hügel geformt, ein paar Augenblicke darnach auch die Grasdecke darüber gebreitet.

Da sich die vier Leichenträger schon früher gleichgültig entfernt hatten, und nun auch der Todtengräber theilnahmlos am Schmerz der Alten, den Spaten über die Schulter werfend und nicht weit vom Schauplatz der eben verrichteten Arbeit ein Lied zu pfeifen beginnend, seiner Wege ging, so blieb die Greisin an dem frisch aufgeworfenen Grabe allein zurück. Nachdem sie knieend, wie es schien, ein letztes, inbrünstiges Gebet gesprochen, sah ich sie sorgfältig unter ihrem groben Umschlagetuch ein Myrthenbäumchen in einem Blumentopfe hervornehmen und zu Häupten der Leiche in die Erde setzen.

Sie that dies mit so viel Achtsamkeit und Sorgfalt, daß ich, gerührt davon, an sie herantrat und sie mit theilnehmendem Tone fragte: „Wen begrabt Ihr denn da, Mütterchen?"

„Wen? — Ach, mein Gott, das weiß ich Euch kaum zu sagen, Herr," entgegnete sie, indem sie sich aufrichtete und mich mit ihren kleinen erloschenen Augen ansah.

„Wie denn das?" frug ich auf's Neue, über diese Antwort auf's Höchste erstaunt: „Ist denn die Leiche nicht die eines Sohnes, einer Tochter oder sonst eines Eurer Angehörigen?"

„Nein Herr," erwiederte sie hierauf, „der hier Begrabene war nur mein Einmiether, aber so brav, Herr, so brav, Ihr könnt's nicht denken."

„Wie hieß er denn, und was war er?“ forſchte ich weiter.

„Er hatte eine Schreiberſtelle auf dem Büreau des Advokaten ..... ja, wie heißt er doch?“ ſagte ſie. „Ich habe ſeinen Namen vergeſſen, Ihr werdet ihn wohl kennen, Herr. Er wohnt in der Straße, die zum Neumarkt führt .... Ihr wißt wohl die ſchöne, große Straße, die Bergſtraße oder wie ſie heißt; ich weiß ihren Namen nicht mehr recht.“

„Und er ſelbſt, wie hat er denn geheißen?“ begann ich wieder auf meine erſte Frage zurücklenkend.

„Er, er hieß Traugott .... Traugott ....“ murmelte ſie ſich beſinnend vor ſich hin. „Traugott .... Ja, ſeinen andern Namen hab' ich vergeſſen. Der Polizeikommiſſarius weiß ihn. Ich aber mochte mich nie darum bekümmern; ich habe ihn nur immer Traugott genannt. Das hörte er gern. Er meinte, weil ihn ſeine Mutter auch ſo gerufen und er dadurch an ſie erinnert wurde.“

„Er war alſo ein guter, lieber Menſch, dieſer Traugott, und Ihr habt was auf ihn gehalten,“ hub ich auf's Neue wieder an, um das Geſpräch nicht in's Stocken kommen zu laſſen und in der Abſicht, wo möglich noch etwas Näheres über den Todten zu erfahren, deſſen Geſchichte mich zu intereſſiren begann.

„Ja, Herr,“ erhielt ich zur Antwort, „ja, Herr,

er war gar ein braves Blut, und es ist rechtschaffen, was ich ihn lieb gehabt habe."

„Mögt Ihr mir nicht etwas Näheres über ihn erzählen," fuhr ich nun heraus, indem ich auf eine Bank deutend hinzufügte: „Seht, Mütterchen, da ist ein Sitz. Kommt, ruht Euch da aus und berichtet mir während dessen, was Ihr von der Geschichte des Todten wißt."

„Du, mein Himmel!" sagte die Alte. „Davon ist wenig zu melden. Was kann ein armer Schlucker wie Traugott wohl für eine Geschichte haben."

„Ganz gleich," warf ich ein. „Er hat doch immer gewirkt und gelebt. So wenig und einfach das auch sein mag, theilt mir's nur mit. Ich hör' es gern, und Euch thut's wohl von ihm zu reden."

„Das freilich," meinte die Alte sich niederlassend und dann, wie sich selbst Muth machend, hinzufügend: „Auch verdient er immerhin, daß ich ihm eine gute Nachred' halt'. Er hat so weder Grablied, noch Glockengeläut."

„Nun wohl, so erzählt denn in Gottes Namen darauf los," rief ich, neben ihr Platz nehmend. „Ich will Euch aufmerksam zuhören."

Nachdem die Matrone sich hierauf einen Augenblick besonnen, begann sie denn auch wirklich ungefähr nachfolgend zu erzählen:

„Wohl acht Jahre mag es her sein, daß Traugott zu mir zog. Er war damals gerade zwanzig geworden und hatte kurz zuvor seine Mutter verloren. Der Vater, ein rüstiger Arbeitsmann, war ihm schon früher in Folge eines innern Schadens, den er sich beim Herabfallen von einer Leiter zuzog, durch den Tod entrissen worden.

„Da Traugott sich in der Armenschule den Unterricht ordentlich zu Nutze gemacht und überdies einen klaren und offenen Kopf zeigte, so waren seine Lehrer übereingekommen, ihm Mittel und Wege zur Ausbildung für die Universität zu verschaffen. Allein das frühe Ableben des Vaters nöthigte den Sohn, zunächst nur an die Ernährung und den Unterhalt seiner schon seit Jahr und Tag kränkelnden Mutter zu denken, weswegen er denn auch allen verlockenden Anerbietungen seiner Gönner entsagte und sich auf Abschreiben legte, welche Beschäftigung ihm monatlich zehn, zwölf, zuletzt sogar ein festes Einkommen von fünfzehn Thalern eintrug.

„Auf dem Büreau des Advokaten mag er wohl gegen die zehn Jahre gearbeitet haben. Mit Ausnahme des Sonntags ging er im Sommer täglich um acht, im Winter um neun Uhr Morgens dahin, kam von zwölf bis zwei zum Essen wieder und brachte dann die Zeit von zwei bis sieben oder manchmal, wenn es

gerade viel Arbeit gab, wohl auch etwas länger wiederum am Pulte seines Patrons zu.

„Sonntags ging er gewöhnlich mit mir in die Kirche oder spazieren, oder er las mir auch aus einer Mappe schöne Lieder und kleine Geschichten vor, die er sich als Knabe auf eine sehr kuriose Weise gesammelt hatte. Einmal seiner Mutter von dem nächsten Krämer gemahlenen Kaffee oder zerstoßenen Zucker holend, machte er die Entdeckung, daß die Tüte von dem Blatte eines „Kinderfreundes" gemacht war, den er sich schon immer lange zu besitzen gewünscht hatte. Nun lief er bei allen Nachbarn und Nachbarinnen herum, sich zum Zusammenholen ihrer kleinen Küchenbedürfnisse anzubieten, natürlich aber nicht, ohne sich überall die Umschläge der Waaren auszubedingen. Auf diese Weise hat er sich eine ziemliche Anzahl von Blättern zusammengebracht und beinahe das ganze, so sehnlichst begehrte Buch gesammelt, dessen Inhalt ihm und mir gar oft die Zeit verkürzte.

„Als er etwa vier Jahre bei mir gewohnt haben mochte, zog unten in unserem Hause ein reicher Leinenhändler ein, der mehrere Kinder und darunter auch eine eben erwachsene Tochter Lina hatte.

„Diese Lina war ein gar liebes und gutes Mädchen, recht ein Wesen zur Lust Gottes. Züchtig, fromm, arbeitsam und hübsch.

„Nachdem Traugott ſie zufällig ein paar Mal auf der Treppe begegnet hatte, merkte ich wohl, daß ſie es ihm angethan. Er ruhte nicht eher, als bis ich ihm ihren Namen herausgebracht, und nachdem dies geſchehen, ſchrieb er ihn mit ſeinen ſchönſten Buchſtaben auf alle Blättchen und Zettelchen, die ihm unter die Hände kamen, ſo daß ich ihn dutzendweiſe in ſeinem Stübchen zuſammenlas und im Ofen oder auf dem Heerde verbrannte.

„Nach und nach mußte wohl auch Lina auf Traugott aufmerkſam geworden ſein und ihn lieb gewonnen haben, denn wie wenn es verabredet geweſen, war ſie immer auf der Treppe, wenn er ging oder kam.

„Guten Tag, Fräulein Lina," ſagte er dann, und ſie nickte und antwortete: „Guten Tag, Herr Traugott." Weiter, glaube ich, haben ſie nie ein Wort zuſammen geſprochen; ſie war zu züchtig und er zu ſchüchtern dazu. So mußte ihnen der Gruß genügen. Und er that es auch. Er war ihnen Umarmung, Händedruck und Kuß, kurz Alles in Allem. Aber Herr, wie klang er nicht auch! Es lag eine ganze Welt voll Liebe, ein ganzer Himmel voll Seligkeit darin. Und wenn ich ihn hörte, war mir's immer, als zur Zeit, da ich jung im Walde ging und die Nachtigallen ſangen. Ach, Herr, die beiden Menſchen hätten gar wohl zu einander gepaßt. Er ſah gar gut und ſauber und ſeiner

niedern Abkunft zum Trotz gewaltig vornehm aus. Man konnte ihn gern für was Großes halten, so wenig prächtig er auch gekleidet ging. Und sie, wie gesagt, war schmuck wie ein Grafenkind. Ich werde mein Lebtag nicht ihre kleinen, zierlichen Hände und das feine Gesichtchen vergessen, das so lieb in die Welt hinein sah, so lieb, Herr, ach! . . . . . "

Thränen erstickten ihre Stimme, und sie schwieg.

„Warum weint Ihr denn, Mütterchen?" fragte ich.

„Ja, warum weine ich?" wiederholte sie meine Frage. „Er ist ja auch todt. Und nun dürfen sie schön beisammen sein im Himmel, was sie auf Erden doch nie hätten können. Der Vater des Mädchens würde doch nie seine Lina dem armen Abschreiber gegeben haben. Dem lieben Herrgott aber durfte er sie nicht vorenthalten, und so hat dieser sie denn abgerufen. Sie starb am Scharlachfieber. Ach, Herr, in vierundzwanzig Stunden war Alles vorüber.

„Als Traugott eines Mittags nach Hause kam, rief er mir gleich beim Eintreten zu: „Ach, Mutter Letz, wißt Ihr nicht, was es mit Fräulein Lina giebt? Ich habe sie weder heute früh, noch jetzt am Mittag auf der Treppe begegnet!" „Nun, was wird's geben, Traugott!" sagte ich. „Sie ist aus oder hat zu thun. Denk' doch nicht, daß sie nur auf Dein Gehen und Kommen zu achten hat." — „Freilich, freilich," ent-

gegnete er. „Aber es macht mich doch unruhig. Ihr thätet mir einen rechten Gefallen, Mutter Letz, wenn Ihr einmal unten nachfragen wolltet.“ „Warum nicht gar, Traugott,“ ſagte ich und ſetzte die Suppe auf den Tiſch, „das würde ſich ſchicken. Was würden die Leute davon denken.“ Mit dieſen Worten goß ich ihm die Brühe auf die Schüſſel und ſagte: „iß!“ Aber er aß nicht. Ich ſah, wie ihm die Thränen in die Augen traten. „Nun gut,“ ſagte ich, „ſo will ich nur gehen und Dir den Willen thun und Du ſiehſt, daß es Nichts iſt.“ — „Geb's Gott!“ rief er, und ſo kletterte ich denn in Gottes Namen die Treppe hinunter.

„Unten aber fand ich ſchon großen Rumor. Der Arzt war gekommen; man ſchickte zur Apotheke. „Wer iſt denn krank?“ fragte ich. — „Wißt Ihr's nicht, Mutter Letz,“ hieß es. „Das Fräulein Lina hat ja das Scharlachfieber und arg. Es verwett't Keiner ſechs Groſchen für ihr Leben!“ — „Herr, mein Gott!“ ruf' ich, und der Schreck fuhr mir in die Glieder, daß ich Noth hatt', nicht umzufallen. Wie ich wieder in meine Stube und zu Traugott kam, weiß ich noch heut' nicht. Aber wie ich nur zu ihm trat und er mein weißes Geſicht und mein naſſes Auge ſah, da wußt' er genug. Den Kopf in die Hände ſinken laſſend, weint' er, daß es einen Stein hätt' erbarmen können. „Es iſt ja noch Rettung möglich,“ ſagt' ich und: „iß doch,“ ſagt'

ich, „es wird ja nicht gleich das Leben koſten.“ Aber ich red'te umſonſt. Er rührte Nichts an und ſprach kein Wort.

„Als es Zeit wurde auf's Büreau zu gehen, ſtieß ich ihn an und ſagte: „Du mußt auf's Büreau, Traugott,“ und „ja“ ſagt' er und ſtand auf und nahm ſeinen Hut und ging.

„Wie er wiederkam, war's ſchon Nacht. Ich ſaß in der Kammer und wartete. Die Stub' vorn war finſter. „Biſt Du's, Traugott?“ fragt' ich. „Ja,“ ſagt' er und ſonſt Nichts. Nicht „guten Abend, wie geht's Euch, Mutter Letz,“ oder ſonſt ein Wort, wie es ſeine Gewohnheit war. „Sei doch getroſt,“ ſagt' ich nun, „Gott wird ja helfen“ und „Gott hat ſchon geholfen,“ ſagt' er, und ſagt's in einem Tone, Herr, in einem Tone, daß ich denk', mir bricht mein Herz gleich mitten durch entzwei. „Herr Gott!“ ſag' ich und ſpring' auf. „Was iſt Dir, Traugott?“ frag' ich und komm' und leuchte und ſehe, daß er wie todt auf dem Stuhle am Tiſche liegt. „O Du meine himmliſche Güte!“ ſchreie ich und laufe und hole Waſſer und beſpreng' ihn und reib' ihn. „Was weckt Ihr mich, Mutter Letz,“ ſagt' er, wie er zu ſich kommt. „Sie iſt ja todt.“ Und darauf weint' er, Herr, und weint', ich habe in meinem Leben keinen Menſchen ſo weinen ſehn. Ich denk', er weint ſich die Seel' aus dem

Leibe. Eine Weile habe ich mit ihm geweint, dann hat mich die Müdigkeit übernommen, und ich bin eingeſchlafen auf meinem Stuhl.

„Wie ich aufwachte am Morgen, ſtand er am offenen Fenſter. „Was treibſt Du denn, Traugott?“ frag' ich. „Ich ſeh' ihr nach in den Himmel,“ ſagt' er, und: „'s iſt Zeit,“ ſagt' er und nimmt ſeinen Hut und geht. „Aber Dein Frühſtück, Traugott,“ ruf' ich und: „laßt's nur gut ſein, Mutter Letz,“ ſagt' er. Und ſo iſt er fort.

„Mittags, wie er wiederkam, war er ſtill. Das Eſſen hat er kaum berührt. „Sonntag wird ſie begraben,“ ſagte er, wie ich beim Abdecken des Tiſches war. „Legt mir mein ſchwarzes Zeug zurecht, Mutter Letz; ich will ihrem Leichenzuge folgen und ſehen, wo ſie begraben wird. Ich zeig' Euch dann, wo ſie liegt. Und wir wollen dann alle Sonntage zu ihr gehen und das Grab ſchön pflegen. Wollt Ihr, Mutter Letz?“

„Ja,“ ſag' ich, und „ich wußt' es, daß Ihr's thun würdet,“ ſagt' er, und ſo ging er wieder.

„Sonntag neun Uhr Morgens ging er in ſeinem Einſegnungszeug die Treppe hinunter, eben wie auch der Sarg hinabgetragen ward. Auf dem Sarg oben auf lag ein Myrthenkranz, und wie der beim Heben und Senken auf der Treppe geſchüttert wird, fällt ein kleines Zweiglein daraus ab und gerade vor Traugott nieder, der es eilig auflas und zu ſich ſteckte.

„Wie er vom Begräbniß nach Haus kam, sagt' er: „Das hat mir ihr Geist gegeben, und das will ich in Erde setzen und aufziehn, und Ihr sollt es einst auf mein Grab setzen, Mutter Letz." „Versündige Dich nicht," sag' ich, „Du bist noch jung, und ich werde lange vor Dir sterben." „Meint Ihr?" sagt' er. „Die Lina war gar noch jünger wie ich und ist doch auch vor Euch gestorben. Der Tod kommt nicht immer vom Alter." „Ich weiß wohl," sag' ich, „auch von Krankheit. Aber Du bist ja Gott sei Dank gesund, Traugott." „Es wird auch nicht heut' und morgen sein," sagt' er. „Merkt nur auf meine Bitte, Mutter Letz. Man weiß nicht, wie's kommt." Und so redend, setzt' er das Myrthenzweiglein ein und hegt's und pflegt's und begießt's, ach! mit seinen Thränen mehr, als mit dem Regenwasser, was er sorglich in der Dachtraufe auffing. Im Winter aber hat er's der Sonne nachgetragen, wo sie ging und stand, und so gedieh's, wuchs und schoß auf, daß es eine wahre Lust war zu sehen.

„Mit ihm selbst aber, mit ihm selbst ward es mit jedem Tage sichtlich übler. Er ward schmächtiger und schmächtiger, und die Brust that ihm weh, und der Athem verging ihm, und er hustete viel. „Du mußt den Arzt fragen," sagte ich. „Warum denn?" sagte er, „es fehlt mir ja Nichts, mir wird ja leichter und leichter."

Und dann sah er den Myrthenstock an und sagte: „Vergeßt nur nicht, Mutter Letz, was Ihr mir versprochen habt. Er wächst gar gut und wird schon stattlich sein. Ueber's Jahr muß er blühen. Es ist seine Zeit.“ Ich konnt's nicht hören; ich mußt' mich abwenden und weinen. Er aber streichelte die kleinen Blättchen und küßte sie und nannte tausendmal Lina's Namen dabei.

„Einen andern Spaziergang als nach ihrem Grabe hat er zuletzt nicht mehr gemacht. Auch sein Vorlesen mußte er lassen; seine Brust that ihm zu weh. So ging die Zeit, und einmal sagte er: „Ich begreife es nicht, Mutter Letz. Der Vater, die Mutter und die Geschwister von Fräulein Lina, die sind schon wieder ganz lustig und vergnügt. Gestern war Gesellschaft bei ihnen, und ich hörte singen und Musik, wie ich kam. Manchmal kann ich's gar nicht denken, daß sie todt sein soll. Und wenn ich die Treppe heraufgeh' und komm an die Stelle, wo ich sie sonst immer begegnete und ihren Gruß hörte, seh' ich sie immer vor mir, und schon hundert Mal hab' ich mich ertappt, daß ich ganz laut: guten Tag, Fräulein Lina, sagte. Und wenn ich Nachts, von meinen eigenen Thränen erweckt, aufwache und nicht wieder einschlafen kann, da ist mir's immer wie ein Traum, daß sie soll gestorben und begraben sein, und ich denk': es ist nicht wahr; wenn Du fort-

gehſt, da wirſt Du ſehen, daß ſie lebt. Aber ich ſehe es doch nicht, und ſie iſt und bleibt doch todt, und da erſtaunt's mich denn, daß ihre Familie ſo heiter fortleben kann, als wenn gar Nichts vorgefallen wäre und ſie Nichts vermißte."

„Es ſind nicht alle Leute wie Du, Traugott," ſagte ich, „und es iſt auch gut, daß ſie nicht ſo ſind. Das Leben würde ihnen gar zu ſchwer, und Niemand hätte eine Freude daran." „Es mag wohl ſein," ſagte er und ging zum Myrthenſtöckchen und machte ſeine Blättchen glatt. Nach einer Weile aber ſagte er: „Ob ſie mich auch ſo vergeſſen hätte, wenn ich geſtorben wäre!"

„Er ſah mich nach dieſen Worten an, als ob er eine Antwort erwartete, und da ich ſie nicht zu geben wußte und ſchwieg, ſo ſagte er Nichts, als: „Es wäre ihr zu wünſchen, daß ſie nicht zu leiden hätt', wie ich! Immer Etwas zu vermiſſen, was man nicht hat und nie mehr haben kann, das läßt gar elend ſein."

„So liefen die Tage hin. Traugott ging auf ſein Büreau und kam wieder und ſprach von Fräulein Lina und weinte und pflegte den Myrthenbaum. Dabei magerte er mehr und mehr ab, und ſein Huſten nahm zu. Den letzten Montag, wie er auf die Kanzlei wollte, fehlte ihm die Kraft, und er bat mich, zu ſeinem Patron zu gehen und ihn zu entſchuldigen. „Sagt

ihm, Mutter Letz, ich würde das Verſäumte nachholen und morgen und übermorgen nacharbeiten," rief er mir nach, als ich wegging.

„Der Herr Advokat hörte ruhig meine Entſchuldigung an, dann erhob er ſich und ſagte: „Das Ende habe ich immer vorausgeſehen." Mir einen Zwanzigthalerſchein in die Hand drückend, fuhr er dann fort: „Er war treu und fleißig, und ich habe nie über ihn zu klagen gehabt. Laßt ihn anſtändig begraben, er verdient's."

„Herr, mein Gott," rief ich, „was ſagt Ihr, Herr? Er lebt ja noch und athmet." — „Aber nicht lange mehr," ſagte der Mann. „Glaubt es mir, Mutter, und nun geht. Ich brauche die Zeit und meinen Kopf."

„Weinend ging ich fort, und wie ich nach Hauſe kam, fand ich Traugott im Bett. „Was ſagte mein Herr Patron?" frug er. Ich weiß nicht, was ich geſagt hab', nur daß es die echten Worte nicht waren, das erinnere ich mich. Traugott müſſen ſie aber beruhigt haben, denn er reichte mir die Hand und ſagte: „Es iſt gut, Mutter Letz. Nun will ich ein wenig ſchlafen."

„Er ſchloß die Augen, und ich ſaß bei ihm und ſah ihn an. Ich weiß nicht mehr, was ich gedacht hab'. Es ging mir um und um im Kopf, und ich weinte leiſe in mich hinein. So ſchlichen ein paar Stunden ab, und endlich ſchlug er wieder die Augen auf und ſagte

leiſe: „Gebt mir den Myrthenſtock, Mutter Letz, ich will ihn noch einmal ſehen.“ Und wie ich ihn ihm bracht', da küßte er ihn und drückte ihn an ſich und murmelte einmal über das anderemal Lina, Lina und wieder Lina. „Vergeßt nicht,“ ſagte er dazwiſchen, „ſetzt ihn auf mein Grab. Kein König kann unter ſeinem Marmordenkmal ſo ſchlafen, als ich es unter dem Myrthenbäumlein thun werde. Lohn Euch Gott, Mutter Letz, was Ihr an mir gethan, und nun thut das Eine, das Letzte noch. Verſprecht mir's in die Hand,“ ſagt' er und ſtreckte ſie mir hin.

„Ich faßte ſie und fühlte, daß ſie kalt und feucht war, und ſagte ſchluchzend: „gewiß, ich thu's.“ Darauf lächelte er und ſtreckte ſich, ſtreckte ſich, Herr, ich denk eine Elle länger, als er war, und dann, und dann....“

Sie konnte nicht weiter; die Thränen erſtickten ihr die Sprache.

„Laßt es gut ſein, Mutter,“ ſagte ich weich. „Ich weiß nun Alles. Jetzt kommt, ich will Euch nach Haus bringen.“

„Ja, kommt,“ entgegnete ſie hierauf, „ich bin zu Ende, ſein Wille iſt geſchehen. Da liegt er nun unter dem Myrthenſtöcklein, und Gott mag ihn ſelig haben.“

„Amen!“ rief ich gerührt, nahm das Mütterchen am Arm und führte ſie, bis ich einen Wagen fand. In dieſen hob ich ſie hinein, ließ mir ihre Wohnung

ſagen und ging, nachdem ich verſprochen ſie zu beſuchen, ſtill und ſchweigſam meines Weges. Des armen Traugott's aber gedenke ich noch oft, und nie ohne mich auf's Tiefſte von ſeiner Geſchichte, die ich hier erzählt habe, ergriffen zu fühlen.

Es giebt Leben, die wie ein trüber, bedeckter Tag ſind, an dem die Sonne nicht durch die Wolken hindurch dringt. Zu dieſem Leben hat das des armen Traugott's gehört. Zuſammengebettelte Blätter eines „Kinderfreundes," ein Mädchenlächeln und ein Myrthenzweig, das waren die Lichtpunkte einer ganzen achtundzwanzigjährigen Exiſtenz.

Die Mutter.

Eine Aquarelle.

Im fünfzehnten Jahrhundert war eine der mächtigsten Familien zu Perugia die der Baglioni's. Sie hat aus ihrem Schooße heraus Italien viele bedeutende Staatsmänner, Krieger, Beschützer der Künste und auch manche edle und großartige Frauenerscheinung entstehen machen. Unter den letzteren voran darf Atalanta, die Tochter Nello Baglioni's, genannt werden, auf deren Veranlassung hin Raffael Sanzio, wie das geschichtlich nachgewiesen ist, jene berühmte Grablegung Christi gemalt hat, die jetzt eine der köstlichsten Zierden der Borgheſischen Sammlung in Rom ausmacht, und über welche schon Giorgio Vasari um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in der Lebensbeschreibung des größten Malers der neueren Zeiten so voll Begeisterung und Wärme geschrieben, daß wir nicht umhin können, es hier im Auszuge nach der Uebersetzung Alfred von Reumont's, dem wir überhaupt die ganze Anregung zu diesem Artikel verdan-

ken, mitzutheilen. „In diesem göttlichen Gemälde,“ schreibt der berühmte Kunstverständige, „wird der todte Heiland zur Gruft getragen, und dasselbe ist mit solcher Liebe und solcher Frische ausgeführt, daß man beim Anschaun desselben heute glauben möchte, es sei eben jetzt vollendet. In der Composition bestrebte sich Raffael den Schmerz darzustellen, welchen die nächsten und liebevollsten Angehörigen empfinden, indem sie den Leichnam einer geliebten Person zur ewigen Ruhe bringen, einer Person, welche in Wahrheit Glück, Ehre und Wohl einer gesammten Familie in sich schließt. Man sieht des Heilands Mutter in Ohnmacht hingesunken und den Ausdruck aller Köpfe rührend im Schmerz, namentlich jenen des heiligen Johannes, welcher mit gekreuzten Händen das Haupt neigt, mit einem Affekt, der auch den härtesten Sinn zum Mitgefühl bewegen würde. Wer die auf dies Werk verwandte Liebe, Sorgfalt und Kunst in Anschlag bringt, muß zur Bewunderung hingerissen werden, denn es überrascht Jeden durch das Gefühl in den Köpfen, durch die Schönheit der Gewänder wie durch die äußerste Vollendung aller Theile.“

Als Raffael Sanzio zu diesem unübertrefflichen Meisterstücke den Auftrag von Madonna Atalanta Baglioni erhielt, werden ihm ohne Zweifel die Schicksale dieser Frau kein Geheimniß und die Motive nur

allzu wohl errathbar gewesen sein, die sie veranlaßten, ihm gerade diesen traurigen Gegenstand zur Aufgabe des zu liefernden Gemäldes zu stellen. Atalanta Baglioni selbst hatte ihren einzigen Sohn, die ganze Hoffnung und den Stolz ihres Lebens, und zwar unter Schmerzen, wie sie wohl selten eine Mutter zu ertragen haben dürfte, zu Grabe gebracht.

Um dies unsern Lesern begreiflich und faßbar zu machen, dürfen wir nicht unterlassen, ein wenig näher auf die Geschichte dieser merkwürdigen und im höchsten Grade ehrfurchtverdienenden Frau einzugehen.

Sie war in sehr jugendlichem Alter mit einem Anverwandten, Grifone Baglioni, verheirathet worden, und da sie Beide nicht nur jung, schön und reich, sondern auch geistig begabt, edler Sinnesart und trefflichen Herzens gelten mußten, so schien ihnen Alles nicht nur ein glänzendes, sondern nach menschlichem Ermessen auch ein durchaus glückliches Leben zu versprechen. Kaum aber, daß ihre Ehe geschlossen und das so viel beneidete und hochgepriesene Paar seine Honigwochen verlebt hatte, so wurde der junge Gatte unerwartet und schrecklich vom Tode ereilt. „Am ersten Mai des Jahres 1477," meldet Alfred von Reumont nach perugianischen Chroniken, die ihm zur Einsicht offen gelegen, „wurde Grifone bei Ponte Ricciuolo im Herzogthum Urbino von einem Beamten des Herrn

von Sassoferrato ermordet. Der Anlaß zu der That ist nicht bekannt; man weiß nur, daß Friedrich von Montefeltro, der Herr des Gebietes, auf welchem die That geschah, eine Gesandtschaft an Braccio (den Vater Grifone's) abordnete, um ihm seine Theilnahme an dem Unglück zu bezeugen. Drei Doktoren der Rechte und ein Ritter bildeten diese Gesandtschaft des Herzogs von Urbino, die mit fünfundzwanzig Pferden in Perugia anlangte. Wenn sie dem Vater keinen Trost zu geben vermochte für den Verlust des einzigen Sohnes, so war sie dem großen Herrn werth als Beweis der Freundschaft eines so angesehenen Mannes und geschickten Feldhauptmanns. Die Leiche war nach Perugia gebracht und dort beerdigt worden. Erst einige Monate darauf gab die Wittwe einem Sohne das Leben, der zur Erinnerung an den früh Geschiedenen dessen Namen erhielt."

Grifone oder Grifonetto, wie er genannt wurde, um den Namen zärtlicher zu machen, erhielt die sorgsamste Erziehung, die eine Mutter von vornehmer Familie damaliger Zeit ihrem Sohne zu geben vermochte. Sie selbst übte die treueste Mutterpflicht und hatte, um in dieser Ausübung ja durch Nichts beeinträchtigt zu werden, obschon sie noch nicht zwanzig Jahr alt war, als sie Wittwe wurde, alle Bewerbungen um ihre Hand, die sich zahlreich genug einstellten, abgewiesen.

Ganz dem Andenken ihres ihr so früh entrissenen Gatten ergeben, hatte sie es sich zur unverrückbaren Aufgabe ihres Lebens gemacht, seinen Sohn so liebevoll, verständig und besonnen durch die Zeit der Kindheit hindurch zu leiten, daß er dereinst, wenn er zum Manne gereift wäre, dem Namen und dem Ansehn der Familie nicht anders, als zum größesten Ruhme gereichen könne.

Sie verschaffte ihm die besten Lehrer und überwachte selbst mit unermüdlichem Eifer alle Studien, die er zu machen hatte. Sie selbst las mit ihm die Geschichte der alten Zeiten und suchte Edelsinn, Großmuth und Liebe zur Tugend in ihm auszubilden, während der ritterliche Umgang der Familie ihm als Vorbild zu Tapferkeit und Manneswürde dienen konnte.

Wirklich, sagt eine Mittheilung jener Zeit, wuchs er denn auch schön wie ein Ganimed und der Mutter die herrlichste Hoffnung gebend empor. Kaum siebzehnjährig, vermählte er sich mit Zenobia Sforza, der Tochter des Guido Sforza, Grafen von Santa Fiora, von deren Schwestern die eine einen Grafen Appiani von Piombino, die andere einen Atti von Todi und die dritte einen Florentiner Rucellai, Grafen von Valmonte geheirathet, so daß also Grifonetto Baglioni durch seine Verbindung mit der vierten in eine sehr ansehnliche Verwandtschaft hineingelangte.

„Es gab," wie Reumont berichtet, „kein schöneres

Paar in Perugia, als Zenobia und Grifonetto, und Atalanta, selbst noch im reichblühenden Sommer des Lebens, sah das lange so stille Haus schon mit Enkeln sich füllen. Drei Knaben und ein Töchterlein waren die Pfänder der Liebe, welche die Tochter Sforza's rasch nach einander ihrem Gatten gab, und Atalanta durfte Bestand und Glück der Ihrigen gesichert glauben und im vorrückenden Alter des Lohns gewärtig sein für aufopfernde Hingebung und Treue. Wenn Grifonetto's Lebenswandel unregelmäßig war, wenn sein Name bei den ausschweifenden und tollen Streichen genannt ward, mit welcher die vornehme Jugend in jedem Moment die Ordnung störte, so war man geneigt, von den wachsenden Jahren Besseres zu hoffen."

Die sorgfältige Erziehung, welche Atalanta ihrem einzigen Sohne gegeben, hatte einen guten Grund in seiner Seele gelegt, und wenn er nun auch jetzt in der ersten Freiheit, die ihm das männliche Alter verschaffte, von Genossen und Freunden zu dieser und jener Verkehrtheit hingerissen wurde, so war mit Recht doch abzunehmen, daß wenn die ersten Excesse der reiferen Jugend vorüber, die frühzeitig in ihm geweckten guten Eigenschaften dann auch um so mehr und wirksamer zur Geltung in all' seinem Thun und Lassen gelangen würden. Es geschah daher mit ziemlicher Ruhe und Gelassenheit, daß Atalanta diesem Treiben zusah. Er

war übermüthig, leichtsinnig, nicht immer mit den guten Sitten und der strengen Tugend in Einklang, aber doch auch entschieden nicht frevelhaft und verbrecherisch. Man zog lustig im Land umher, man jubelte und zechte, verkehrte mit leichtfertigen und galanten Frauen, und dann und wann kam es wohl auch zu Hader und Streit, aber das Alles war doch nicht so, daß es dem Hause Baglioni Schmach gebracht und Unehre auf seinen Namen gehäuft hätte.

Es sind dies kleine Flecken, sagte Atalanta zu sich selbst, welche ein guter Geist, edle und großherzige Thaten eines schönen Tages mit ihrem Glanze so vollkommen bedecken werden, daß in dem Gedächtniß der Zeit und der Menschen noch kaum eine Spur davon zurückbleiben wird. Lasse man sie also immerhin ein paar Jugendtage in dem Leben Grifonetto's verdunkeln, die makellose Helle künftiger Jahre wird sie verschwinden machen. Noch ist Nichts begangen, was nicht vergessen werden könnte. Keine Schandthat ist verübt, kein Blut vergossen worden. Unbefleckt noch hebt mein Sohn seine Hand im Gebet zum Himmel.

Unbefleckt! Ach, das war Atalantens Trost. Aber dieser Trost sollte ihr leider nicht bleiben. Eine einzige Nacht sollte ihn ihr auf ewig entreißen und sie für immer elend machen.

Die Familie der Baglionen war sehr groß und zer-

fiel in mehrere Linien, von denen eine ältere damals in der Stadt die mächtigere war und die vornehmeren Würden und Stellen darin bekleidete. Daß in Folge deſſen die jüngeren Linien, zu deren einer auch Grifonetto gehörte, jene nicht immer mit allzu günſtigen Augen anſah, läßt ſich denken, ebenſo wie es begreiflich iſt, daß hieraus unter den Verwandten mancher Anlaß zu Streit und Hader entſtand. Da es indeß eine lange Zeit gegolten, eine andere mächtige Familie, nämlich die der Oddi, aus Perugia und dem dazu gehörenden Gebiet zu vertreiben, ſo war man doch noch ſtets einig geweſen und hatte zuſammen gehalten. Allein nachdem 1488 dieſe Vertreibung geglückt und die Baglionen ſiegreich das Feld behauptet, begannen nach und nach ſich Zwieſpalt und Mißſtimmung im Schooße der Familie ſelbſt mehr und mehr einzuſtellen. Die Abkömmlinge der jüngeren Linien, die tapfer mit geholfen hatten, die Oddi's zu verdrängen und aus dem Wege zu ſchaffen, wollten nun den Sprößlingen der älteren nicht allen Einfluß und alle Macht allein überlaſſen ſehen. Sie verlangten mit in den Rath und in die erſten Aemter der Stadt aufgenommen zu werden, und da man ihren ſtürmiſchen Wünſchen nicht ganz und gar entgegen zu ſein vermochte, ſo waren auch wirklich Einige davon zu wichtigen Poſten emporgeſtiegen. Allein dieſe Berückſichtigung, weit davon entfernt die

Drängenden zu beruhigen, ſtachelte vielmehr ihren Ehrgeiz und ihre Forderungen nur noch immer heftiger auf, denn nachdem nur einige Wenige von ihnen gleich den Andern zu Rang und Anſehn gekommen, wollten ſie Alle davon haben und beſitzen in der Meinung, daß auch ſie verdienten und in Anſpruch zu nehmen das Recht beſäßen, was Jenen vor ihnen Bevorzugten zu Theil geworden.

So ungefähr ſtanden die Dinge und Verhältniſſe in der Familie Baglioni, als im Jahre 1500 Aſtorre Baglioni, Sohn des Meſſer Guido Baglioni, Haupt der älteren Linie, ſich mit Lavinia Colonna vermählte. „Es war am Vorabende des St. Peter- und Paulfeſtes," berichtet Reumont, „am 28. Juni, als die Hochzeit ſtattfand. Die Braut traf ein, begleitet von Geſandten und zahlreichen Frauen. Vorauf Trompeter und Pfeifer und andere Muſik, ſo daß es weit ſchallte über Ebene und Hügel. Meſſer Aſtorre war vom Kopfe bis zum Fuße in Goldbrokat gekleidet; um ſeinen Nacken hing eine ſchwere goldene Kette, die ihm für kriegeriſchen Dienſt von der Signorie von Venedig geſchenkt worden war. Auch die Kleider der Braut waren von Goldbrokat; die ſeidenen Aermel dicht beſetzt mit feinen Perlen; Perlenſchnüre reich und koſtbar auch zum Kopfputz verwandt. Da Aſtorre's Wohnung noch nicht eingerichtet war, ſo kehrte die Braut in das

Haus Grifonetto's ein. Denn unter den Wohnungen der Baglionen gab's keine schönere, und als einst Ridolfo, Grifonetto's Großohm, bei der Ankunft des neuen Legaten Kardinal Todeschini Piccolomini, Neffen Papst Pius II. und nachmals selber Papst als Pius III., ein glänzendes Gastmahl zu geben hatte, war es hier, wo er die Tafeln bereiten ließ. Lavinia wurde von den Verwandten festlich empfangen."

Feste aller Art wurden gegeben; die ganze Stadt war in Bewegung. Am prächtigsten ging es natürlich in der Brautnacht zu. „Auf dem Platze vor dem Hause, unter Zelten mit Devisen geschmückt und von Credenztischen umgeben wurde das Nachtmahl aufgetragen, dann zum Schalle der Instrumente der Tanz begonnen. Der Abend war warm und schön und sternenhell; bis tief in die Nacht währte das Fest. Auf's Glänzendste war die Brautkammer ausgestattet. Alle bewunderten die Bettdecke, die von Streifen Goldbrokat's und rother Seide mit feinen Perlen gestickt war. Aber in dieser Hochzeitnacht schon fehlte es nicht an bösen Vorbedeutungen. So schön der Abend gewesen, so heftig zog in der Nacht ein Gewitter herauf. Am Morgen fand man Zelte und Baldachine unter dem Sturmregen zusammengestürzt, Tuch- und Leinwanddecken durchnäßt und verdorben auf dem Platz vor. Und gegen das Ende der Festlichkeiten wurden allerlei

Gerüchte in Umlauf geſetzt von Unglück und Todesfällen abweſender Mitglieder der Familie."

Dieſe Gerüchte waren nun zwar nur leere Erfindungen, aber ſie ſchienen doch aus Vermuthungen und Ahnungen zu kommen, daß etwas Schlimmes und Unglückliches im Werke ſei. Man hatte Viele der jüngeren Linien und darunter die Verwegenſten und Kühnſten heimlich zu einander ſchleichen und Zuſammenkünfte halten ſehen. Spitze Reden waren gefallen, giftige Blicke gewechſelt worden. Es zeigte ſich trotz des Jubels und der prächtigen Feſte nicht Alles, wie es ſollte. Unter dem Pomp, unter der Luſt und der rauſchenden Muſik ſchlich etwas düſter Unheimliches dahin, das nur auf die rechte Gelegenheit zu warten ſchien, um hervorzubrechen.

Und in der That, gerade während der Hochzeitsfeier Aſtorre Baglioni's war es, daß ein Plan ausgeſonnen ward, der das in Gaſtmählern und Aufzügen ſchwelgende, in Tönen der lauten Freude ſchwimmende Perugia mit Entſetzen und Verwirrung füllen und Atalanta um alles Glück ihres Lebens bringen ſollte. Die Abkommen der jüngeren Linien verſchworen ſich nämlich gegen Alle die, welche aus der älteren ſtammten, und beſchloſſen ſie ſammt und ſonders auf einmal um's Leben zu bringen. Auch Grifonetto ward überredet, ſich den Verſchworenen anzuſchließen und

ihrem schrecklichen Vorhaben seine Hand und Hilfe zu leihen. Die Nacht vom 13. zum 14. Juli 1500 ward zur Ausführung der fürchterlichen Unternehmung festgesetzt.

Ein schwerer Stein, der von der Loggia des Hauses Messer Guido Baglioni's, in welches man sich durch nachgemachte Schlüssel Eingang verschafft hatte, auf die Straße geworfen wurde, gab das Zeichen. Auf den dumpfen Schall eilten die Verschwörer an's Werk. Astorre Baglioni, der neben der ihm eben angetrauten Gemahlin in Grifonetto's Hause schlief, war der Erste, den man sich zum Opfer auserkoren. Als er an der Thür seines Schlafgemaches die Stimme seiner Verwandten vernahm, stand er arglos auf, um zu öffnen, und erst als er, dies gethan, die vielen ihm entgegenstarrenden Waffen gewahrte, erkannte er, indeß zu spät, den Verrath. Ohne Dolch, ohne Schwert, halb unbekleidet, wie er war, vermochte er den Andringenden keinen Widerstand zu leisten. Gleich zuerst empfing er zwei Wunden in die Brust, die sein Blut in Strömen fließen machten, ihn aber weder tödteten noch auch niederwarfen. Hoch aufgerichtet und voller Zorn über die schändliche Verletzung des Gastrechts gegen Grifonetto hin flammende Worte sprühend, hielt er sich, von dem zarten Leibe seiner in Todesangst herbeigestürzten Gattin geschützt, noch so lange aufrecht,

bis zahlloſe Stiche ihn endlich ſinken machten. Mit einem Fluche über das Haus Grifonetto's verſchied er.

Nachdem die ohnmächtige und auch mehrfach, indeß nur leicht verwundete Lavinia von ſeiner Leiche hinweggeſtoßen, ſpaltete einer der Mörder demſelben die Bruſt und riß ihm das Herz heraus, in raſender Wuth mit den Zähnen hineinzubeißen. Dann ſchleifte man den verſtümmelten, über und über mit Blut beſudelten Körper die Treppe hinab, um ihn unten vor dem Hauſe auf die Straße zu werfen.

Aſtorre's Vater, Guido Baglioni, wie ſein Sohn überfallen, vertheidigte ſich, obſchon er bereits bei ſehr vorgerücktem Alter war, auf das Tapferſte, mußte indeß doch auch der Uebermacht erliegen. Gismondo, ſeinem andern Sohne, durchſchnitt man die Kehle, noch ehe er ſich vom Schlafe zu ermuntern vermocht hatte. Minder leicht ward man dagegen ſeines Neffen Simonetto, Ridolo's Sohn, mächtig. Als er den Lärm in ſeines Oheims Wohnung vernahm, die der ſeinigen ſchräg gegenüber lag, ſprang er vom Lager auf, um ſich von der Urſache deſſelben zu überzeugen. Beim Lauſchen aus dem Fenſter ſah er drüben nicht nur die Lichter und die blanken Schwerter, ſondern er gewahrte auch, wie ſich in der Dunkelheit ein Haufen Bewaffneter an ſeine eigene Hausthür ſchlich, um ſich da durch Ueberrumpelung Eingang zu verſchaffen.

Zum Schwert und einer Tartsche greifend, stellte er sich nun dicht hinter seine verschlossene und verriegelte Zimmerthür, da sich ganz lautlos und still bis zu dem Momente zu halten, in welchem dieselbe, von Kolbenschlägen gesprengt, sich öffnete. Da plötzlich auf die dieser Aufstellung sich nicht gewärtigenden Andränger losstürmend, brach er durch und gelangte glücklich auf die Straße, wo es ihm ein Leichtes gewesen wäre zu entkommen, wenn er sich hätte verbergen und den Meuchlern den Rücken wenden wollen. So aber fiel er, nachdem er sich über eine Viertelstunde herzhaft vertheidigt, entkräftet von den übermäßigen Anstrengungen und aus beinahe hundert Wunden blutend.

Vier der Baglionen lagen entseelt da; drei andere, die in der Stadt waren, retteten sich durch die Flucht. Gian Paolo, glücklich und noch zur rechten Zeit von einem Diener gewarnt, entfloh über die Dächer der Häuser, fand bei Studenten Aufnahme und entwich am andern Morgen in ihren Kleidern aus der Stadt. Sein Vater Ridolfo entkam in Frauengewändern noch in derselben Nacht und ebenso Gentile, ein dritter Sohn Guido's, welcher noch wach beim Beginn des Tumultes, ohne recht zu wissen, was eigentlich vorgehe, sich auf's Pferd warf und planlos in der Stadt herumritt. Bei der Kirche Sant' Ercolano begegnete er unvermuthet einen Trupp von Grifonetto's Söld-

lingen, die er eben anreden und um Auskunft über den Lärmen bitten wollte, als er noch rechtzeitig sah, wie sie sich anschickten ihn zu umzingeln. Da den Verrath und die schwarze Heimtücke seiner Verwandten ahnend, gab er dem Rosse die Zügel, so das nächste Thor und von da das Weite suchend.

Was that, während diese Greuel geschahen, Atalanta Baglioni, die edle und hochherzige Mutter Grifonetto's, wird man fragen. Natürlich war ihr die ganze Unternehmung so wie die Betheiligung ihres Sohnes daran vollkommen fremd geblieben. Als sie das Erbrechen der Thüren, das Geklirre der Waffen, das Hin- und Hergelaufe der Menschen so wie die Schreie der Entrüstung und des Schmerzes vernahm, wollte sie zuerst ihren Ohren nicht trauen. Sie richtete sich erschrocken auf ihrem Lager auf und horchte, indem sie sich die Augen rieb, weil sie meinte, daß sie noch träume, aufmerksam und gespannt in die Nacht hinaus. Als sie sich überzeugt, daß sie wache und daß die Töne, die sie um sich her vernahm, keine Vorspiegelungen eines schrecklichen Nachtgebildes seien, erhob sie sich, indem sie ihrer Kammerfrau schellte, sich von ihr ankleiden zu lassen. Aber so oft sie auch die Schelle ziehen mochte, Niemand kam, nach ihrem Befehle zu fragen, denn die Angst und der Schrecken, welche in dem Hause herrschten, machten, daß Niemand sich aus seinem

Schlupfwinkel hervortraute und auf seine Obliegenheiten achtete. So war denn die Madonna Atalanta genöthigt, sich selbst die Kleider überzuwerfen und das Haar zu ordnen. Nachdem dies geschehen, ergriff sie beherzt die vor ihrem Lager brennende Lampe und schritt durch die Korridore dem Lärmen zu. Als sie vor der Brautkammer ankam, waren Grisonetto und seine Anhänger schon fortgeeilt und sie sah nur noch Astorre's entstellte Leiche von rohen Soldknechten die Stufen der Treppe hinunterschleifen. Mit Entsetzen von diesem furchtbaren Schauspiele ihre Blicke abwendend, gewahrte sie Lavinia vor dem Brautbett blutend und noch immer in ohnmächtigem Zustande liegen. Zu dieser hineilen, sie aufheben, auf das Lager legen und alle ihr zu Gebote stehenden Mittel, sie in's Leben zu rufen, anwenden, war das Werk eines Augenblicks. Erst nach langen fruchtlosen Bemühungen gelang ihr, was sie beabsichtigte. Die ersten Laute, welche die zum Bewußtsein Gekommene ausstieß, waren Verwünschungen gegen Grisonetto und sein Haus.

Als Atalanta diese vernahm, erbebte sie, daß sie selbst beinahe vor Schreck die Besinnung verlor. Bis dahin nämlich war ihr bei all' dem Schauderhaften, was sie sah, noch im Mindesten nicht eingefallen, daß ihr eigener Sohn dazu in irgend einer andern, als höchstens mitleidenden Beziehung stehen könne. Nun

zuerſt ward ihr eine Vermuthung gegeben, daß er der Anſtifter und Theilnehmer ſolcher Verbrechen ſein möchte. Dieſer Gedanke überwältigte ſie.

„Grifonetto! Grifonetto!“ rufend, erhob ſie ſich, ihn im ganzen Hauſe zu ſuchen. Trepp auf Trepp ab eilte ſie durch die Gemächer und Säle, ihn aufzufinden. Aber nirgends konnte ſie ihn treffen. Nur ſeine zitternde Gattin Zenobia, ſeine weinenden Kinder und die bebende Dienerſchaft entdeckte ſie. Unbekümmert um alles Zureden, Abmahnen und Zurückhalten machte ſie ſich auf, auch außerhalb des eigenen Hauſes nach dem Sohne zu ſuchen. Sie kam zu Guido, zu Gismondo, zu Simonetto, überall ſah ſie Blut, zerbrochene Waffen, friſche, noch rauchende Leichen, nirgends ſah ſie Grifonetto, ihren Sohn, die Hoffnung und den Stolz ihres Lebens. Ueberall war er geweſen, überall hatte er Tod, Verwüſtung und die grauſigen Spuren ſeines Verrathes zurückgelaſſen; nirgend war er ſelbſt.

Da endlich, nachdem ſie Stunden lang in den nächtlichen Straßen umhergeirrt, all' das Schaudervolle und Entſetzliche geſehn und von den ängſtlich und ſcheu ſich in den Winkeln haltenden Bürgern die Beſtätigung erhalten, daß die Baglioni's ſelbſt und an ihrer Spitze Grifonetto dieſe Schandthaten ausgeübt, da endlich kehrte ſie, wohl einſehend, daß nun Nichts mehr zu verhindern, zu ändern, gut zu machen ginge,

ſich das Haar raufend und in der Verzweiflung die Gewänder am Leibe zerreißend, nach ihrem Hauſe zurück.

Dort angekommen, legte ſie Trauerkleider an und ließ ſich die beiden Kinder des flüchtigen Gian Paolo holen, deren Mutter Hypolita Conti abweſend war. Die Kleinen an der Hand, von ihrer Schwiegertochter Zenobia Sforza begleitet und ohne irgend Etwas mit ſich zu nehmen, ſchritt ſie, als es zu dämmern begann, aus dem Hauſe ihres Sohnes, in das ſie einſt ihr Gatte geführt, hinaus. Als ſie über die Schwelle deſſelben getreten war, wandte ſie ſich noch einmal um, und ihre linke Hand gen Himmel erhebend rief ſie: „Weh' dir, du Stätte, die du all' das Gräßliche dieſer Nacht beherbergt haſt. Die Ehre und der gute Ruf ſind dir auf ewig geraubt. Der Fluch ermordeter Gaſtfreunde ruht auf dir und wird dich für immer zum Sitze der Schmach und der Schande machen. Hier aus dir heraustretend, ſchüttle ich den Staub von meinen Sohlen und ſchwöre, daß ich dich nie, nie in meinem Leben mehr betreten will!"

Nachdem ſie ſo geſprochen, wandte ſie ſich um und ſchritt ihrer väterlichen Wohnung zu, die ihr als Erbe verblieben, und wo nur ein alter Kaſtellan noch die Aufſicht führte.

Als Grifonetto, der mit den Verſchworenen während deſſen von Quartier zu Quartier geeilt war und ausgerufen hatte, daß die Stadt frei von ihren Tyrannen ſei, ein Ruf übrigens, der wenig Anklang und gar keine Freude erweckte, dieſe Vorgänge und den Abzug der Mutter aus ſeinem Hauſe vernahm, eilte er ihr nach, ſie mit ſich und ſeiner That, wenn irgend möglich, auszuſöhnen. Als er vor ihre neue Wohnung oder vielmehr vor die Wohnung kam, die ſie unverheirathet inne gehabt und jetzt wieder aufgeſucht, fand er die Thüre zu derſelben verſchloſſen. Auf ſein Klopfen kam der Kaſtellan herbei, durch ein kleines Schiebfenſter zu fragen, was er wolle.

„Meldet Madonna Atalanta, daß ihr Sohn ſie zu ſprechen wünſche," ſagte Grifonetto.

„Madonna Atalanta," antwortete der ergraute Aufſeher des Hauſes, „hat ſtreng befohlen, Niemanden und am wenigſten Meſſer Grifonetto Baglioni vor ſich zu laſſen."

„Nichtsdeſtoweniger muß ich ſie ſprechen," entgegnete der Einlaßbegehrende dringend. „Geht Alter und bittet ſie in meinem Namen um einen Augenblick der Unterredung."

Der Alte ſchloß das Fenſterchen und ging. Nach einer Weile kam er wieder und ſagte: „Geht, Meſſer

Grifonetto, geht. Madonna Atalanta hat keinen Sohn mehr, seit sie den Ort und die Stunde verflucht, da sie einst ihn gebar."

Dem Unseligen war, als er dies hörte, als wenn ihn der Erdboden verschlingen müßte. Bleich, betäubt und schlotternd an allen Gliedern, wie ein zum Tode verurtheilter Bösewicht, schlich er davon. Auf halbem Wege kehrte er um, um zu dem Hause seiner Mutter zurückzugehen. An der Thüre wieder angekommen, sagte er zu dem herbeigerufenen Kastellane: „Gehet noch einmal, Alter, und bittet meine Mutter, mir einen Augenblick, einen einzigen Augenblick ihre Gegenwart zu schenken."

Der flehentliche Ton, in dem er dies sagte, seine Blässe, seine unablässig hervorströmenden Thränen bewegten dem Greis das Herz. Noch einmal ging er, aber leider, um nur mit derselben Antwort wie vorher wieder zurück zu kommen.

Grifonetto wußte nicht, wie ihm geschah. Er liebte seine Mutter über Alles, und noch nie hatte sie ihm ernstlich gezürnt. Ihre Strenge und Unerbittlichkeit vernichteten ihn. Gesenkten Hauptes, schwankenden Fußes schlich er zum zweiten Mal hinweg. Erst jetzt fing ihm das, was er gethan oder wobei er geholfen, im rechten Lichte zu erscheinen an. „O, ich Elender," rief er, „was habe ich vollbracht, und wie wird erst der

Himmel mein Vergehen ſtrafen, da ſchon meine eigene Mutter ſo hart gegen mich verfährt! O, meine Mutter!" ſchrie er, „ſei barmherzig, verſtoße mich doch nicht ganz und nicht ewig!" Und hierbei ſich eilig wendend, ſchritt er zum dritten Mal zum Hauſe ſeiner Mutter zurück.

Auf ſein Klopfen erſchien der Kopf des greiſen Wächters wiederum in dem kleinen Fenſter, aber nicht wie früher wies er ſich bereit, zu Madonna Atalanta hinauf zu gehen. „Sie hat mir ein für alle Mal verboten wiederzukommen," ſagte er.

„Wo weilt meine Mutter in dieſem Hauſe?" fragte nun Grifonetto unter heftigem Schluchzen. „Hier über uns in dem kleinen Kabinet," antwortete der Greis. Und kaum, daß Grifonetto dieſe Auskunft erhalten, ſo ſank er unter dem Fenſter auf die harten Steine auf ſeine Kniee nieder, und indem er flehend ſeine Hände erhob, rief er mit lauter Stimme: „Sei barmherzig, Mutter, verſtoße mich nicht, denn wie ſoll der Himmel mir vergeben, wenn Du mir nicht vergiebſt! Laß mich ein Wort der Verzeihung hören!"

Atalanta, die Grifonetto's Stimme wohl vernahm, fühlte ihr Herz bei ihrem Klange erbeben. Es zog ſie mit überirdiſcher Macht an's Fenſter, und hundert Mal wohl ſtand ſie auf dem Sprunge ſich zu erheben, um ihn durch ein freundliches Wort, einen gütigen Blick

zu trösten. Hundert Mal aber traten ihr dabei die blutigen Leichen vor's Geſicht, die ſie geſehen, und hundert Mal ſank ſie wieder zurück und blieb bewegungslos an der Stelle, an der ſie war. „Er iſt ein Brudermörder und Verräther," ſagte ſie leiſe zu ſich ſelbſt; „er hat das Gaſtrecht und den heiligen Schlaf ermordet, ich kann, ich darf ihm nicht vergeben!"

Während deſſen lag Grifonetto noch immer knieend auf der Erde und wartete auf ein Zeichen der Vergebung. Aber ſo lange er auch wartete, das Zeichen kam nicht. Endlich erſchienen ſeine Mitgenoſſen, riſſen ihn empor und zogen ihn mit ſich fort. Gab es doch viel zu berathen und zu thun. Es war kein Zweifel, daß der Anſchlag nur halb gelungen. Das Volk zu täuſchen, ſprengte man aus, daß Gian Paolo und Gentile auf der Flucht umgekommen. Zum Herrn von Camerino ſchickten ſie Abgeſandte, ihn von den Vorgängen in Kenntniß zu ſetzen und um Mannſchaft zu bitten. Auch an Papſt Alexander ging ein Bericht ab, der dieſen mit ihrer That verſöhnen und den Mördern ſeine Zuſtimmung verſchaffen ſollte. Aber Niemand, die Verſchworenen ſelber glaubten nicht, daß die von ihnen unternommenen Schritte von guten Folgen ſein würden. Viele ihrer Freunde flohen. Das Volk blieb verſchüchtert und nahm nirgends für ſie Partei. Sie

durften ſich alſo auch keine Rechnung machen, bei einem etwaigen Angriffe von ihm Unterſtützung zu finden.

Am Abend des 15. Juli wurden die Gemordeten beſtattet, die Leichen Guido's und ſeiner beiden Söhne wurden in drei ärmliche Särge gelegt, ihre Körper waren in Nichts als in abgenutztes, ſchwarzes Tuch gehüllt. Ohne Kerzen und Gebet brachte man ſie in die Kirche San Francisco; Simonetto nach San Domeniko, wo zwei ſeiner Brüder begraben lagen.

Am 16. in der Früh courſirten ſchon Gerüchte von andrängenden Truppen. Von Aſſiſi her wollte man Fußvolk ſich haben nähern und zu San Martino in campo ſchon ſchwere Panzerreiter ihre Roſſe zäumen ſehen. Wirklich hatten die Geflüchteten auch keinen Augenblick Zeit verſäumt, ihre Rache der Blutthat auf der Ferſe folgen zu laſſen. Gian Paolo Baglioni, durch Krieg und Unruhen geſchult, hatte ſich unverzüglich nach Pantalla im Gebiet von Todi gewendet, wo Vitellozzo Vitelli mit einer trefflich geübten und gut gerüſteten Schaar verweilte und gleich bereit war, dem alten Kampf- und Kriegsgenoſſen Hilfe und Beiſtand zu leiſten. Gentile Baglioni brachte Truppen von Baſtia und andere, die ihm der Graf von Marſciano überlaſſen. „In jenen Tagen," ſagt Reumont, „wo Söldnerſchaaren ganz Italien füllten und jeder Edel-

mann seine Vasallen waffnete, war es leicht, kriegge-übte Mannschaft zu sammeln."

Als die in der Stadt sich überzeugten, daß die Gerüchte nicht aus der Luft gegriffen, sondern volle Wahrheit waren, suchten sie in der Eile alle nur mög-lichen Vorkehrungen zu treffen und so viel Bewaffnete, als sich ihnen stellten, herbeizuschaffen. Aber die Er-kenntniß ihrer schlechten That und das Bewußtsein, die Bürgerschaft von Perugia nicht für sich zu haben, lähmte alle ihre Entschlüsse und deren Ausführung. Grifonetto Baglioni, der Aller Haupt hätte sein sollen, zeigte sich kopflos und ohne Energie. Der Fluch seiner Mutter entmannte ihn. „Schafft mir Atalantens Ver-zeihung und Segen," rief er, „so will ich Euch führen und siegen. Ohne Absolution von ihr werde ich elend erliegen."

Auf diese Reden hin und weil die Schaaren der Feinde schon in der Ferne sichtbar wurden, sammelten sich die Baglioni's zu Perugia und zogen in Prozession nach dem Hause der Madonna Atalanta. Sie klopf-ten, sie riefen, sie baten, aber die Mutter Grifonetto's erschien nicht. „Gott hat uns verworfen," rief endlich Grifonetto selbst, indem er sich weinend auf's Roß schwang und dann zu seinen Verwandten gewendet hinzufügte: „Auf, laßt uns dem Tode entgegen gehn."

Muthig und gefaßt ritt er vorwärts, nicht sehend, wie sich hinter ihm sein Gefolge verringerte. Bald hier, bald da verlor sich Einer in Seitengassen und Querstraßen. Als er an das Thor bei Sant' Ercolano kam, war er beinahe schon ganz ohne Begleitung. Er ordnete, so viel er konnte, die Vertheidigung am Thor, allein, kaum daß die Gegner den Sturm begonnen, so wichen die Seinen auch überall zurück und ließen dem Feinde den Eingang frei. Mit den ersten Vitellischen Schaaren, die eindrangen, kam Gian Paolo in voller Rüstung auf schwarzbraunem Pferde auf Grifonetto wie ein Falke zugesprengt. Einem Hauptmann, der eine ihm bekannte Stute des ermordeten Astorre's ritt, trennte er mit einem Hiebe das Haupt vom Rumpfe; einen Della Cornia, zur Seite Grifonetto's, stieß er mit durchbohrtem Halse vom Rosse. Auch auf Grifonetto zückte er das Schwert, indem er schnaubend rief: „Hab' ich Dich, Verräther, nun auch!" Aber plötzlich sich besinnend und das Schwert senkend, sagte er zu dem ruhig den Todesstoß Erwartenden: „Doch nein, ich will Dich nicht tödten. Meine Hand soll sich nicht beflecken mit meinem Blute, wie Du sie mit dem Deinigen befleckt hast."

Und damit wandte er sein Thier und ritt dem zurückweichenden Feinde nach; seine Leute aber warfen

sich über Grisonetto so wüthend her, daß er gleich von zahllosen Lanzen durchbohrt vom Pferde sterbend zu Boden sank.

Als die Kunde seines Falles durch die Stadt erscholl und auch bis in das einsame Gemach der Madonna Atalanta drang, machte sie sich mit ihrer Schwiegertochter Zenobia, ohne des durch die Straßen tobenden Kampfes zu achten, auf, um die Eine den sterbenden Sohn, die Andere den sterbenden Gatten noch einmal zu sehen. Den ernst und betrübt daher schreitenden Frauenerscheinungen in strenger Trauerkleidung machten die Fechtenden ehrerbietig Platz. Niemand hinderte, Niemand hielt sie, keiner vertrat ihnen den Weg. Jeder ahnte, was sie aus ihrer Wohnung hervorgeschreckt und das wilde Kampfgewühl zu durchkreuzen trieb. Nach kurzer Zeit langten sie bei dem Gefallenen an. Als Zenobia sich jammernd über ihn gestürzt und Atalanta neben ihn hingekniet, seine Hand ergriffen, schlug er die schon halb gebrochenen Augen noch einmal auf, und die Mutter gewahrend, lallte er mit schwerer Zunge: „Kommst Du nun endlich, Deinem Sohne zu vergeben!“

„Du hast gebüßt, was Du verbrochen,“ entgegnete die Mutter. „Möge Dir Gott verzeihen, wie ich Dir verzeihe. Der Segen des Himmels sei mit Dir. Stirb ruhig, mein Sohn. Mein Fluch ist gesühnt!“

Grifonetto drückte seiner Mutter schwach die Hand und blickte Zenobia noch einmal mit Liebe an; dann verschied er. Die Frauen blieben betend und weinend bei seiner Leiche, während um sie her ein furchtbares Blutbad angerichtet wurde. Gian Paolo Baglioni schonte und hieß Keinen schonen, der seinen Verwandten bei ihrer That geholfen oder mit ihnen verbündet gewesen. Hundert und darüber fanden den Tod; viele Andere entflohen.

Abends, als endlich dem Morden Einhalt geschah, kamen die Sieger, um Grifonetto's Leiche auf dieselbe ärmliche Bahre zu legen, auf der vierundzwanzig Stunden zuvor die von Messer Astorre gelegen. Zur Warnung und zum Schrecken der Gegner, wie als Merkmal der ewigen Gerechtigkeit blieb sie hier bis zum nächsten Morgen ausgestellt. Dann ward sie begraben.

„Der Baglionen Häuser," berichtet Reumont nach den Mittheilungen der alten Chroniken, „wurden schwarz verhängt, die Wände nicht nur, sondern Tische auch und Stühle waren mit schwarzem Tuch bedeckt, alle Angehörigen kleideten sich schwarz, Soldaten wie Dienerschaft; schwarz waren die Fähnlein, schwarz die Schilde, schwarz die Pferdedecken und Geschirre. In der ganzen Stadt vernahm man nicht Sang mehr noch Klang. An den Thüren standen starke Wachen.

Die zwei Tage hatten fürchterlich aufgeräumt: nur drei kräftige Männer waren in dem Hause geblieben, die Andern lagen krank da. Das Eigenthum der Verräther ward unter die Freunde vertheilt. Mauern und Thore der Stadt wurden neu befestigt und neue und zahlreichere Ketten zum Sperren der Straßen angebracht.

Madonna Atalanta, die seit der Zeit still und zurückgezogen ihre Tage in dem elterlichen Hause verbrachte, viel Gutes that und für ihren unglücklich gestorbenen Sohn betete, hat bis zum 18. Dezember 1509 gelebt. Eine handschriftliche Aufzeichnung über ihr Ende besagt: „Ihr Tod betrübte Alle, denn sie war so zu sagen einzig in unserer Stadt."

Allen Muthmaßungen und Berechnungen nach muß es 1506 gewesen sein, als sie Raffael Sanzio den Auftrag gab, ihr die Grablegung Christi zu malen. „Wer aber die Geschicke erwägt und den Charakter beherzigt, welchen nach dem Zeugniß glaubwürdiger Zeitgenossen die edle Perugianerin in ihrem Leben bethätigte," heißt es bei Reumont, „der wird die Beziehung nicht verkennen, in welcher der Gegenstand, den sie für das Bild wählte, zu ihren eigenen Schicksalen und Gesinnungen stand. Der Schmerz Mariä, indem sie den Leichnam des geliebten Sohnes zur Ruhe bringt, ist ihr eigener Schmerz — das Grab verschließt Glück, Ehre und

Wohl ihrer Familie. Und wie das Bild selbst ihre Prüfungen und ihren Gemüthszustand vergegenwärtigt, so stehen die Figuren und Gruppen der Altarstaffel in gleicher Beziehung zu ihren Empfindungen. Es sind die göttlichen Tugenden, die nie schöner dargestellt wurden — das Hauptbild symbolisirt den Schmerz, aber der Schmerz wird getragen durch Glauben, Hoffnung, Liebe."

Es scheint also, daß Raffael die Intention der Bestellung errathen und das Gefühl einer unglücklichen Mutter nicht nur verstanden, sondern auch zu würdigen gewußt hat.

Francesco Foscari und seine Familie.

Ein schwarzes Blatt aus der Geschichte Venedigs.

Als der greiſe Doge Thomas Mocenigo im April 1423 ſein Ende nahen fühlte, berief er die Senatoren an ſein Lager, indem er mit Anſtrengung ſeiner letzten Kräfte zu ihnen ſprach: „Gott, unſer Aller Herr, ermahnt die einundvierzig Wähler, die beauftragt ſind, unſerer Republik ein Oberhaupt zu geben, die chriſtliche Religion zu beſchützen, die Gerechtigkeit zu lieben und den Frieden zu erhalten. Laßt uns dem Schöpfer aller Dinge danken und ſtets ſeiner Gebote eingedenk ſein. Ihr wißt, daß wir während der Dauer meiner Regierung eine Schuld von vier Millionen Dukaten getilgt haben, die der paduaniſche Krieg veranlaßt hatte. Wir haben uns bemüht, Maßregeln zu ergreifen, daß die Zinſen der Anleihen und alle Staatslaſten von ſechs zu ſechs Monaten regelmäßig abgezahlt werden möchten, und wir waren ſo glücklich, dieſen Zweck zu erreichen. Ihr kennt den blühenden Zuſtand unſeres Handels und die Macht unſerer Marine. Es kommt nur allein auf Euch an, die ich hier um mein Sterbebett

verſammelt habe, den glücklichen Zuſtand unſerer Angelegenheiten zu erhalten, indem Ihr den Allmächtigen bittet, Euch bei dem heilſamen Syſteme beharren zu laſſen, das er uns in ſeiner allweiſen Güte angerathen hat. Bleibt Ihr dabei, ſo werdet Ihr mächtig und Beſitzer aller Schätze der chriſtlichen Welt ſein. Hütet Euch wie vor'm Feuer vor der Vergreifung an fremdem Gute und vor ungerechtem Kriege, denn für die eine ſowohl als den andern wird Gott Euch beſtrafen. Dieſe Beſtrafung durch eine kluge Wahl in der Perſon meines Nachfolgers von Euch abzuwenden, iſt die letzte Sorge meines Lebens. Laßt uns denn Diejenigen aufzählen, die meine Stelle einzunehmen berufen ſein möchten. Mehrere von Euch ſcheinen mir für einige Männer, die ich bezeichnen will, günſtig geſtimmt zu ſein. Vor Allen iſt da Marino Cavallo, durch Fähigkeiten und Tugenden ausgezeichnet, der Berückſichtigung würdig; das Nämliche läßt ſich von Francesco Bembo, Pietro Loredano, Jacopo Treviſani, Antonio Contarini, Fantino Michieli und Albino Badoer ſagen; ſie ſind weiſe und Männer von erprobtem Verdienſt. Vor Einem doch warne ich Euch, vor Francesco Foscari nämlich. Gott bewahre Euch davor, dieſen zum Dogen zu nehmen, denn wenn Ihr ihn erwählt, werdet Ihr nur allzu bald den Krieg mit all' ſeinen Verheerungen und Laſten haben!"

So sprechend verschied der würdige Mann, unter dessen Leitung die Sankt Markus-Republik nicht nur reich und glücklich, sondern auch von einem besonders blühenden Ansehen geworden war. Gewinnreiche Verträge und Bündnisse waren geschlossen, große und neue Erwerbungen gemacht und treffliche Gesetze erlassen worden. Dadurch, daß sich die kleine Republik Cattaro mit einer der wichtigsten Festungen am vorzüglichsten Hafen des adriatischen Meeres, erschreckt durch die Fortschritte der ottomanischen Macht, freiwillig den Venetianern unterwarf, wurden diese nunmehr der Wahrheit nach die souveränen Gebieter dieses Meeres, in dem sie alle Küsten vom Po bis Korfu besaßen. Dieses Gebiet enthielt eine Bevölkerung von fast zwei Millionen Seelen auf sechs bis siebenhundert Quadratmeilen; dazu kamen noch Kandia, Negroponte, die ganze Küste Morea's, einige Inseln des Archipels und viele Kolonien in den Häfen des Orients. Die Hauptstadt selbst besaß nach einer damals vorgenommenen Zählung hundertneunzigtausend Einwohner, und daß die Bevölkerung noch im Wachsen gewesen sein muß, beweist der bedeutende Werth, den die Häuser hatten, wovon man eines, freilich einen Palast, nicht unter dreitausend Dukaten kaufen konnte. Binnen weniger als zehn Jahren hatte der Staat eine Schuld von vier Millionen Dukaten, d. h. von ungefähr sechszehn

Millionen Thalern getilgt und dem Markgrafen von Ferrara noch obenein siebenzigtausend Dukaten geliehen. Dreitausend Handelsschiffe von hundert bis zweihundert Tonnen und dreihundert größere Schiffe beschäftigten fünfundzwanzigtausend Matrosen. Fünfundvierzig Galeeren, welche die Republik zum Schutze ihres Handels unterhielt, waren mit elftausend Mann besetzt. Diese Flotten führten alljährlich für zehn Millionen Waaren in's Ausland, welche vierzig Prozent Gewinn brachten; mit der einen Hälfte des Ertrages bestritt man die Kosten der Schiffe und bezahlte sechsunddreißigtausend Seeleute, während die andere Hälfte das Kapital der Kaufleute vermehrte. Besonders einträglich war Venedig der Wollhandel, den es zwischen der Lombardei, Frankreich und Spanien fast ganz in seine Hände gebracht. Die Staatseinkünfte der Republik beliefen sich um jene Zeit im Ganzen auf eine Million hundertneunundachtzigtausend und sechshundert Dukaten, wovon neunhundertsechsundneunzigtausend zweihundert und neunzig Dukaten als Reinertrag gelten dürfen. Bei dieser Summe waren die Provinzen Friaul, Treviso, Padua, Vicenza und Verona mit zweihunderttausend, Venedig mit hundertfünfzigtausend und die überseeischen Besitzungen mit hundertachtzigtausend Dukaten Steuern betheiligt; die Einkünfte der Salzverwaltung, der älteste Handelszweig

Venedigs, betrugen allein hundertfünfundſechszigtauſend Dukaten*).

Dieſer blühende Zuſtand, in den Venedig unter der Regierung des weiſen Thomas Mocenigo gelangt war, hätte, wie man meinen ſoll, die Republik äußerſt geneigt machen müſſen, den letzten Rathſchlägen des Sterbenden nachzukommen. Allein wer da weiß, wie ängſtlich, wie beſorgt dieſelbe jederzeit war, den Willen irgend eines Einzelnen maßgebend oder von beſtimmendem Einfluſſe für ſich werden zu laſſen, der wird nur gar zu wohl begreifen, daß man im Senate vermied und zwar nicht ungefliſſentlich vermied, dem Wunſche ſogar eines Todten nachzuleben. Man erachtete es ſelbſt vom verdienſtvollſten Manne der Zeit für mehr als kühn, daß er aus dem Grabe heraus den Vätern des Staates Vorſchriften in Bezug auf die Neuwahl machen wollte. Man fand an Cavallo ein überaus hohes Alter, an Francesco Bembo, da er lahm war, eine beklagenswerthe Gebrechlichkeit auszuſetzen; an Treviſani tadelte man eine zu ängſtliche Bedächtigkeit, an Contarini eine zu zahlreiche Familie, und bei Michieli fand man eine allzu merkliche Unbegütertheit bedenklich. Da Badoer ſich aber ſelbſt eine

*) Dieſe Angaben ſind aus des Grafen Daru: „Geſchichte der Republik Venedig.“ Aus dem Franzöſiſchen von Theodor Ruprecht. Leipzig. Verlag von Otto Wigand. 1854, geſchöpft.

Berückſichtigung bei der Wahl verbat, ſo blieben für dieſelbe nur noch Pietro Loredano und eben jener Francesco Foscari übrig, vor welchem der ſterbende Doge ſo eindringlich gewarnt hatte.

Seit lange war der Letztere für den gemäßigten und friedliebenden Thomas Mocenigo ein Stein des Anſtoßes und hauptſächlich darum geweſen, weil er, von Natur ein feuriger, energiſcher und hochſtrebender Kopf, ſich niemals mit der bedächtigen Politik des regierenden Hauptes einverſtanden erklären mochte. Wie Florenz, ſo ſah auch er in der zunehmenden Macht und dem Ehrgeize des Philipp Maria Visconti, Herzogs von Mailand, eine wachſende Gefahr nicht nur für die beiden Republiken allein, ſondern auch für das geſammte Oberitalien deutlich zu Tage gelegt. Als daher 1421 und 1422 Florenz, das bereits eine zahlreiche Ligue zu Stande gebracht, um dieſelbe impoſant und wirkſam zu machen, auch Venedig zum Anſchluß aufgefordert, hatte Francesco Foscari gegen die Friedensmeinung des Dogen hin erklärt, daß es ein arger politiſcher Mißgriff ſein würde, ſich der florentiniſchen Ligue nicht anzuſchließen: „Nach der Beſiegung von Florenz," hatte er geſagt, „wird der Herzog leicht auch die andern Staaten Oberitaliens bezwingen, und wenn dies geſchehen, wird Venedig alsdann einen rieſenmäßig angewachſenen Gegner allein zu bekämpfen

haben, den es jetzt noch im Keime unter der Mitwirkung ebenmäßiger Genossen nicht mit allzu viel Anstrengung erdrücken könnte."

„Junger Prokurator," war hierauf von Thomas Mocenigo erwiedert worden, „es kommt bei der Verwaltung eines Staates nicht blos darauf an, glänzende Reden zu halten, sondern es sind auch Erfahrung und ernste Bedachtsamkeit erforderlich. Pisa, wie Ihr Euch erinnern werdet, war durch eine treffliche Verwaltung und durch einen schönen Frieden glücklich und mächtig geworden. Da aber begehrten die Pisaner, übermüthig und verwegen gemacht, nach dem Gute Anderer und führten Krieg; die Folge war, daß sie verarmten, daß sich Parteien bildeten, Einige der eigenen Bürger nach der Herrschaft strebten und am Ende der niedrigste Pöbel Italiens sie unterjochte. Eine gleiche Schmach ist leider den Florentinern beschieden. Schon sind sie erschöpft, gespalten, und ein Tyrann folgt dem andern bei ihnen. Ebenso wird es uns gehen, wenn wir, Francesco Foscari, Eurem Rathe folgen. Erinnert Euch, daß Florenz durchaus nicht als der Hafen Venedigs zu betrachten ist, und daß zwischen seinen Gestaden und unsern äußersten Grenzen fünf Tagereisen liegen. Unser anderer Nachbar ist der Herzog von Mailand, und er muß daher der Gegenstand unserer besonderen Aufmerksamkeit schon um deswillen sein, weil man

keines ganzen Tages bedarf, um aus unſern Städten Verona und Cremona zu einer ihm gehörenden wichtigen Feſtung, Brescia nämlich, zu gelangen. Genua, das er ebenfalls inne hat, iſt mächtig zur See und könnte uns ſchaden. Wir müſſen daher nothwendig in gutem Vernehmen mit ihm zu bleiben verſuchen. Wenn er Florenz überfällt und es unterwirft, was ich nicht wünſche und, wenn es geſchieht, nicht vertheidigen will, was wird dann aber die Folge dieſes Streiches ſein? Die an die Republik gewöhnten Einwohner werden ihre Stadt verlaſſen, um ſich nach Venedig zu wenden und ihre Induſtrie, ihre Wollen- und Seidenwebereien hierher zu verpflanzen. Florenz wird dann, ebenſo wie es in Lucca geſchehen, ohne Manufakturen bleiben, während wir unſern Wohlſtand wachſen ſehen. Darum wiederhole ich nochmals: laßt uns den Frieden bewahren und wehe dem, der zum Kriege räth!"

Durch die Einwendungen ſolchen Gewichts war Foscari damals im Rath überſtimmt worden, allein der Doge, welcher wohl ſah, daß darum die Luſt und Neigung zum Kriege wider den Herzog noch durchaus nicht erſtickt waren, ſondern nur auf ſein Ende warteten, um mit neuer Lebhaftigkeit hervorzubrechen, vermochte aus dieſem Grunde eines gewiſſen Widerwillens gegen Francesco Foscari ſo wenig Herr zu werden, daß er

überall und auch in seiner Todesstunde, wie wir gesehen haben, demselben die Zügel schießen ließ.

Dies indeß machte es gerade, daß sich unter allen Kandidaten bei der neuen Dogenwahl die Blicke auf den richteten, der davon ausgeschlossen sein sollte. Ein Extrem fordert das andere heraus, und so kam es, daß der Liebe zum Frieden um jeden Preis eine lebhafte Versuchung zum Glück des Krieges folgte. Thomas Mocenigo, hieß es, war alt, in seinen Meinungen und Ansichten verrostet, daher ängstlich auf Ruhe bedacht. Venedig ist mächtig, stark, im blühendsten Aufschwunge, warum soll es da eines Gegners nicht loszuwerden versuchen, der es bedroht? „Versuche man es also," dachte man, „mit Foscari und seiner Richtung."

Von solchen Reflexionen bestimmt, neigte sich die Gunst, die Anfangs Loredano zugefallen war, allmählich auf Foscari über. Sechs Tage dauerte das Conclave, und neunmal schritt man zur Abstimmung, ohne daß ein Kandidat die nöthige Majorität erhielt. Bei der zehnten endlich siegten die Anhänger des Letzteren, der schließlich mit sechsundzwanzig Stimmen gegen fünfzehn zum Dogen erwählt wurde.

Diese Erwählung, die Francesco Foscari ersehnt, und welche durchzusetzen er keine ihm zu Gebot stehende Mittel und Wege versäumt, hob ihn auf einmal auf

den Gipfel seiner hochstrebenden Wünsche. Er war nun Fürst und Haupt eines mächtigen Staates, das er immer zu sein verlangt hatte. Glanz, Ehre und Ruhm lagen vor ihm, und in dem Taumel, in den er sich von der Aussicht darauf versetzt sah, vergaß er ganz zu bedenken, daß ihm durch seine neue Erhebung und Würde auch Schmerz und schreckliches Unglück erwachsen könne, wie es ihm denn in der Folge in Wahrheit nur allzu reichlich erwachsen ist. Nie wohl hat ein ruhmgieriger Herrscher und Regent die Lust eine Krone zu tragen furchtbarer und schwerer gebüßt, als Francesco Foscari, den wir eben hauptsächlich seiner traurigen Schicksale wegen zum Gegenstande dieses Aufsatzes gemacht haben.

In der ersten Zeit seiner Regierung freilich ging Alles glücklich. Nicht nur, daß er in der That den Krieg gegen den Herzog von Mailand durchsetzte, es gelang ihm auch, in Francesco Bussono, Carmagnola genannt, einen geschickten und berühmten Feldherrn damaliger Zeit für die Führung desselben zu gewinnen. Philipp Maria Visconti war ein brutaler, stolzer Mann, ohne Talent, ohne Charakterstärke, ein nur den eitlen Vergnügungen eines frivolen Hofes ergebener Fürst. Seine Thorheiten hatten ebenso wie seine Kriege die Finanzen erschöpft. Seine Hilfsquellen waren nach und nach versiegt, seine Unterthanen ihm

aufsäßig geworden und sein Heer geschwächt. Carmagnola, der ihm Bergamo, Parma, Piacenza, Novara, Vercelli, Alessandria und Genua mit dem Schwerte erobert hatte und von ihm zum Schwiegersohn genommen worden war, fing er wegen der Anhänglichkeit, die die Soldaten zu ihm hegten, und wegen des ihm einwohnenden Genies in dem Grade zu fürchten an, daß er Giftmischer warb, ihn aus dem Wege zu räumen.

Als Carmagnola über diese schändliche Absicht nicht mehr in Zweifel sein konnte, floh er aus dem Gebiete des Herzogs, Weib und Kinder als Gefangene darin zurücklassend. Von Foscari angeworben und vor den Rath geführt, rief der Bedrohte mit Eifer aus: „Wenn die Vorsicht über meine Tage gewacht hat, so geschah es nur zum Unglück, zum Verderben des undankbaren Tyrannen, den Ihr Venetianer mit Recht bekriegen wollt. Ich schätze mich glücklich, eine neue Heimath in diesem gastfreundlichen Lande gefunden zu haben, und bitte nur um Waffen und um die Erlaubniß, meine Sache mit der Eurigen verbinden und Euch dann durch die Erfolge meines Schwertes meine Erkenntlichkeit beweisen zu dürfen."

An die Spitze eines Heeres von mehr als zwölftausend Mann gestellt, ließ Carmagnola es auch bald so wenig an diesen Beweisen fehlen, daß schon 1426

Brescia erobert und der Herzog so bedrängt war, daß er um Frieden bitten mußte. In Folge dessen trat er den Venetianern nicht nur die Stadt Brescia selbst, sondern auch die ganze Provinz, deren Hauptstadt Brescia ist, nebst dem Thale des Oglio, Val Camonica genannt, und überdies den Theil des cremonesischen Gebiets, der am linken Ufer dieses Flusses liegt, ab, wodurch die Grenze der Republik in dieser Richtung vom Gardasee bis zum Iseosee hinausgeschoben ward und der Oglio die neue Grenze zwischen beiden Staaten beschrieb.

Dieser Vertrag wurde am 30. Dezember 1426 ratifizirt. Die Familie Carmagnola's, in Folge dessen in Freiheit gesetzt, ließ sich in Venedig nieder, wo man den General, für seine Dienste zu belohnen, zum Patriciat erhob.

Niemand natürlich war über alle diese Vorgänge glücklicher, als Francesco Foscari, der die Siege festlich beging und in's Besondere Carmagnola feierte, der sein intimer Freund geworden. Er gab ihm zu Ehren große Bankette und Mahlzeiten und überschüttete ihn mit Auszeichnungen aller Art. Waren doch besonders durch das Schwert dieses Feldherrn alle die trüben Prophezeiungen zu nichte geworden, die Thomas Mocenigo der Ausführung seiner Pläne entgegengehalten. Venedig stand blühender denn sonst, und

der Herzog von Mailand war bezwungen, freilich noch nicht ganz und für immer, wie sich bald zeigen sollte; denn schon im Frühjahr 1427 rüstete Visconti neue Heere aus und fiel unerwartet in das Gebiet des der Republik verbündeten Fürsten von Mantua ein, dem nun Carmognola eilig zu Hilfe ziehen mußte, um den Herzog auf's Neue zu unterwerfen. Nach einem glorreichen Siege bei dem Dorfe Macalo am 11. Oktober desselben Jahres gelang dies auch so vollkommen, daß Visconti im Friedensvertrage vom 18. April 1428 nach langen Verhandlungen nebst dem schon Verlorenen nun auch noch Bergamo und dessen Gebiet abtrat.

Der Sieger von Macalo kehrte bereits am 14. März nach Venedig zurück, wo ihm der Doge mit der Signoria und einem zahlreichen Gefolge von Patriziern entgegen ging. Er hielt seinen Einzug auf dem Bucentauro (dem Dogenschiffe) und wurde mit großem Pompe bis zu einem Palaste geleitet, den ihm die Republik zum Geschenke machte. Außerdem bekam er eine Gehaltszulage von dreitausend Dukaten und zwölftausend Dukaten Einkünfte von Ländereien in den Provinzen, die er erobert hatte.

Es war dies entschieden der Glanz- und Gipfelpunkt seiner Laufbahn, den er leider wie so viele Andere nur erstiegen haben sollte, um von da herab in eine desto grausigere Tiefe zu fallen.

Venedig, deſſen Regierung wie eine Art Freimaurerei und ſo dicht in die Schleier des Geheimniſſes eingewebt betrieben wurde, daß alle Kundgebungen derſelben wie vom Himmel gefallen kamen; Venedig, dieſer Staat des Schweigens und der Unerforſchlichkeit, ließ jederzeit mit dem Zuwachs von Anſehn und Würde auch das Mißtrauen und die Ueberwachung wachſen. Nie wohl hat es ein Gouvernement gegeben, bei dem die Warnung, daß dicht hinter dem Capitol ſich auch ſogleich der Abſturz des tarpejiſchen Felſen befinde, ſo oft und ſo ſchrecklich ſich bewahrheitet hat, als bei dem der Sanct Marcus-Republik. Dieſe Republik, kann man ſagen, hat ihre Bürger immer nur ausgezeichnet und groß gemacht, um ſie gleich darnach entweder in ewige Schmach oder in ſchmählichen Tod zu ſtürzen. Die Ehren und Würden, die ſie ertheilte, waren gleichſam nur die Kränze und bunten Bänder, womit man die Opfer ſchmückte, ehe man ſie zur Schlachtbank führte. Belobt, geprieſen werden von der Signoria, hieß gewiſſermaßen ſchon auf der Liſte des Todes ſtehen. Der Ruhm, der mächtige Name, das einflußreiche Anſehen waren nur eine Weihe des Verderbens, denn indem der Freiſtaat mit der einen ſie ertheilte, zuckte er in der andern auch ſchon das Schwert, um dieſen Einzelnen über das Ganze nicht beherrſchend hervorragen zu laſſen. Die individuelle Größe war in Venedig eine

Gefahr für den Staat, eine öffentliche Calamität, die man durch alle nur möglichen Mittel und Wege und um jeden Preis zu beseitigen suchte.

Mit Carmagnola erging es ebenso. Seit seiner Erhebung war er verdächtig, und dieser Verdacht sollte nur gar zu bald dazu dienen, ihn in's Verderben zu stürzen. Nachdem nämlich 1431 der Krieg zwischen Venedig und dem Herzoge von Mailand zum dritten Mal ausgebrochen und Carmagnola abermals zum Führer des Landheeres beschickt worden war, erstaunte alle Welt, ihn dieses Mal völlig säumig und im Nachtheil zu sehen. Bei Soncino, am Ufer des Oglio, ließ er sich unvorsichtig in einen Hinterhalt locken, der ihm zweitausend Reiter kostete, und oberhalb Cremona's versäumte er räthselhafterweise, vom Lande aus dem Admirale in schwerer Bedrängniß Succurs zu leisten.

„War Carmagnola zu behutsam oder zu laß geworden?" fragt Daru in seiner Geschichte Venedigs, „oder war er des venetianischen Dienstes vielleicht überdrüssig, weil ihn die Gegenwart der zwei oder drei Proveditoren belästigte, welche die Republik stets in seinem Lager hielt, oder giebt es auch für die Kühnsten und Gewandtesten Augenblicke, wo sie ihrer eigenen Ueberlegenheit zu entsagen scheinen und ihren Ruhm mit Gleichgültigkeit betrachten? Was auch die Ursache sein mochte, Carmagnola war nicht mehr zu

erkennen; er unternahm keine Operation, ordnete keine Bewegung an und schien gar keinen Plan mehr zu verfolgen. Allerdings war ein großer Theil seiner Cavallerie durch Krankheiten zu Grunde gerichtet worden, aber das nämliche Uebel hatte auch die Mailänder nicht verschont. Dieser große Feldherr, der einst als einfacher Soldat in der Schlacht bei Monza, während Alles verloren schien, nur dem Rufe seines Genies gehorchend, das Commando ergriffen hatte, blieb jetzt seit vier Monaten in einer unerklärlichen Unthätigkeit, die er auch nicht einmal dann aufgab, wenn ihm das Glück günstige Gelegenheit zum Handeln darbot."

Dies war genügend, die Venetianer das Schlimmste vermuthen zu machen. Sie sahen ihn im Geiste mit Visconti versöhnt, die Sache der Republik verrathen. Natürlich ward nun sogleich Gericht über ihn gehalten und sein Urtheil gesprochen. Am heftigsten und strengsten dabei zeigte sich Jacopo Loredano, der Sohn jenes Pietro's, der einst bei der Dogenwahl Francesco Foscari erlegen, und dessen ganze Familie in Folge davon nun einen unauslöschlichen Haß gegen den siegreichen Nebenbuhler im Herzen trug. Jacopo wußte, daß der Doge mit Carmagnola befreundet war, und daß es ihm selbst eine tödtliche Wunde versetzen hieß, jenen des Verrathes anzuklagen. So viel und so warm Foscari daher auch den unglücklichen Feldherrn vertheidigte,

Loredano blieb dabei, ihm Ehre und Leben abzusprechen. „Er verdient den Tod," rief er, „um der schmählichen Niederlagen willen, die er erlitten hat, ganz gleich, ob diese nun eine Folge seiner Verrätherei oder seiner kriegerischen Unkenntniß sind!"

Alles, was der Doge durchzusetzen vermochte, war, daß man Carmagnola nach Venedig zurückberief, um seine Feldzugspläne zu prüfen. Nachdem er dieselben dem Senate vorgelegt, blieb dieser eine ganze Nacht zusammen, um sie zu prüfen, und und da sie weder zureichend noch gut befunden wurden, sprach man das Todesurtheil über ihn aus. So gut pflegten die Venetianer das Geheimniß ihrer Beschlüsse zu bewahren, daß zwischen dem Todesurtheil Carmagnola's und der Vollziehung desselben acht Monate verstrichen, ohne daß Etwas davon kund wurde, obwohl dreihundert Senatoren jener Berathung beigewohnt hatten. Der Verurtheilte war ein vornehmer und angesehener Mann, der ohne Zweifel Günstlinge, Anhänger und Freunde hatte, die ihn gern gerettet gesehen hätten, aber kein Einziger doch wagte es ihm einen Wink zu geben. Nicht einmal der Doge unternahm es, obschon dieser es doch gewesen, der Carmagnola berufen, angestellt, beschäftigt und vertheidigt hatte. Und so überzeugt war man auch von seiner Verschwiegenheit in diesem Falle, daß man es ruhig zugab, ihn den Proscribirten noch ein-

mal am andern Morgen empfangen zu lassen. Carmagnola besuchte am nächsten Morgen den Dogen, und da er wußte, daß sich derselbe während der Nacht nicht zur Ruhe gelegt, fragte er ihn lächelnd: „Ob er ihm guten Tag oder guten Abend zu wünschen habe?“ Der Fürst erwiederte: „er sei allerdings die ganze Nacht im Rathe beschäftigt gewesen,“ und fügte, wie es in den Nachrichten jener Zeit heißt, mit der verbindlichsten Miene von der Welt hinzu: „Man hat viel von Euch gesprochen.“

Man hat viel von Euch gesprochen! Was muß Francesco Foscari, der jedenfalls ein braver und ehrenwerther Charakter war, empfunden haben, als er diese entsetzlich nichtssagenden und doch so geheimnißvoll zweideutigen Worte lächelnden Mundes zu einem Manne sagte, den er verehrte und liebte, im Grunde ohne Zweifel für unschuldig hielt und doch zum Tode verurtheilen mußte. Unleugbar hat er viel dabei gelitten; aber so groß auch sein Schmerz war, er war durch und durch Venetianer und daher sklavisch, wie alle Andern, dem Prinzip des venetianischen Regierungssystems ergeben. Er ließ seinen Freund ungewarnt seinem Verderben entgegen gehen.

Im Moment durfte Venedig den Chef seiner Landarmee nicht vernichten. Die Soldaten liebten ihn und hingen an seinem Namen ebenso wie die Verbündeten

der Republik. Man mußte also vorsichtig sein. Man ließ ihn ruhig, aber unter strenger geheimer Bewachung zum Heere zurückgehen, man überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen, beschränkte ihn durchaus nicht im Commando und ertheilte ihm sogar gegen das Ende dieses Feldzugs den Befehl, sich nach Friaul zu begeben, um ein Truppencorps des Kaisers Sigismund zurückzuwerfen, das die Gegend Udine's verheerte. Nachdem er dies zur Zufriedenheit des Senates ausgeführt, und zu Piacenza mit dem Herzog Frieden gemacht worden war, rief man ihn nach Venedig zurück, um den lange beabsichtigten Schlag endlich auf sein Haupt niederfallen zu lassen.

Er trat die Reise von einem Secretair der Canzelei begleitet und mit einer zahlreichen Suite an. Als er das venetianische Gebiet erreichte, kam ihm der Gouverneur dieser Provinz mit seiner Leibwache entgegen und gab ihm das Geleit bis an die Grenze seines Regierungsbezirkes. Als er das paduanische Gebiet betrat, wurde er von einer Ehrenwache empfangen. Er stieg im Palaste des Commandanten Federigo Contarini ab, der ihn nach damaligem Ehrengebrauche sein Lager theilen ließ. Am andern Tage brachte ihn eben dieser Contarini bis zum Gestade der Lagunen.

Hier empfingen ihn die sämmtlichen Senatoren, die in jener stürmischen Nachtsitzung das Todesurtheil

über ihn ausgesprochen, von allen ihren Beamten begleitet. Acht andere Nobili erschienen, als er das Weichbild Venedigs betrat, um ihn zum Palast des Dogen zu führen. Es war dies am 8. April 1432.

Sobald er dort eingetreten, zeigte man Allen an, die mit ihm waren, daß er lange beim Dogen verweilen würde, und daß sie sich daher entfernen könnten, um später wieder zu kommen und den General abzuholen. Nachdem sich alle fremden Personen entfernt, schloß sich die Pforte des Palastes. Der Abend war bereits angebrochen. Während der General seiner Einführung beim Dogen harrte, unterhielt er sich mit einigen Patriziern im Vorsaale. Kein Blick, kein Laut, kein verfängliches Wort ließen ihn auf die Vermuthung kommen, daß man Etwas gegen ihn im Schilde führe. Er war ruhig, heiter, gesprächig wie sonst und faßte selbst da keinen Argwohn, als man ihm nach angebrochener Nacht melden kam, der Fürst befände sich nicht wohl und könnte ihn an diesem Abend nicht empfangen. Er ging unbesorgt fort, um sich nach Hause zu begeben, und als er über den Hof schritt, sagte einer der ihn begleitenden Patrizier: „Wendet Euch nach dieser Seite, Herr Graf." — „Das ist aber nicht mein Weg," antwortete Carmagnola. „Folgt ihm immerhin," erwiederte der Andere. Gleich darauf näherten sich Sbirren, der General wurde umringt, eine Thür

öffnete sich, und man drängte ihn in einen Gang, der nach dem für ihn bestimmten Kerker führte. Beim Eintreten rief er: „Ich bin verloren!"

Drei Tage weigerte er sich, Nahrung zu sich zu nehmen. In der Nacht des 11. führte man ihn vor die Commissaire des Rathes der Zehn in die Folterkammer. Der Tortur unterworfen, verweigerte er jedes Geständniß. Man versuchte zunächst die Qual des Wippens an ihm; da dies jedoch nicht gut thunlich war, weil ihm im Dienst der Republik ein Arm zerschmettert worden war, so setzten die Henker seine entblößten Füße auf ein Kohlenfeuer, bis er die Geständnisse gemacht hatte, die man zur Begründung seines Todesurtheils nöthig hielt.

Hierauf brachte man ihn in das Gefängniß zurück, wo er bis zu seiner nothdürftigen Ausheilung blieb. Am 5. Mai Abends, also fünfundzwanzig Tage später, führte man ihn mit einem Knebel im Munde zwischen die Säulen des Marcusplatzes. Er hob die Augen empor, betrachtete lange die Fahne des St. Marcus, die über seinem Haupte flatterte, und unter deren Banner er so oft gesiegt. Dann legte er ruhig seinen Hals der Axt des Henkers bloß, die drei Mal niederfallen mußte, ehe es ihr gelang, dies lorbeergekrönte Haupt von seinem Rumpfe zu trennen*).

*) Daru: Geschichte der Republik Venedig.

Für Francesco Foscari war diese Hinrichtung ein herzzerreißender Akt, und doch durfte er äußerlich keinen Schmerz darüber zu Tage legen. In dem Augenblicke, da sein berühmter Freund den furchtbaren Tod erlitt, mußte er, von Senatoren umgeben, unbewegt dem blutigen Schauspiel zusehen. Wäre ihm eine Thräne, ein Ausruf des Beileids oder des Bedauerns entschlüpft, so durfte er gewiß sein, daß man ihn für mitschuldig gehalten hätte. Die Reste der Kriegskosten, die auf dem Staate lasteten, die geringen Erfolge, die zuletzt erzielt worden waren, und die angebliche Verrätherei Carmagnola's, den der Doge herbeigerufen, hatten eine beträchtliche Umwandlung in der Stimmung über ihn hervorgerufen. Nach und nach fing man zu bereuen an, dem Rathschlage des Thomas Mocenigo nicht gefolgt zu sein. Jacopo Loredano war es besonders, der sich diesen Umschwung in der öffentlichen Meinung zu Nutze machte, um seine Rache zu kühlen. Er intriguirte, wo er konnte, gegen den Dogen, und wie ernsthaft er sich seinen Haß angelegen sein ließ, beweist, daß er in seine Rechnungsbücher (denn er trieb, wie damals fast alle Patrizier, Handelsgeschäfte) eigenhändig unter die Zahl seiner Schuldner auch den Namen des Dogen in folgender Weise eingetragen: „Francesco Foscari für die Schmach meiner Familie." Man hat ihm oder seinen Anhängern hier und da auch den

Mordversuch Schuld gegeben, den ein junger Patrizier aus dem Hause Contarini 1426 auf den Dogen unternahm, und welcher nur wie durch ein Wunder mißglückt war. Der Mörder wurde festgenommen, der Tortur unterworfen und noch am nämlichen Tage, nachdem ihm die Hand abgehackt worden, hingerichtet. Ueber seine Aussagen hat Nichts verlautet, und zwar deswegen nicht, weil es hieß, es habe sich die ersichtlichste Geistesverwirrung darin dokumentirt. Indiskrete Muthmaßer meinten freilich, es wäre nicht allzu undeutlich ein entfernter Zusammenhang mit Jacopo Loredano daraus zu entnehmen gewesen.

Wie dem aber nun auch sei, jedenfalls scheint Francesco Foscari durch die Untersuchung nicht vollständig zufrieden gestellt gewesen zu sein und in dem ganzen Vorgang eine nicht geringe Beleidigung seiner Person und seines Ansehns erblickt zu haben, denn es war nicht lange darnach, daß er bei dem großen Rath mit dem Gesuch einkam, seiner Würde entsagen zu dürfen, ein Gesuch, das, als es ihm abgeschlagen ward, er 1442 und zwar in so dringender Weise wiederholte, daß der große Rath es angemessen hielt, ihm einen Eid darauf abzufordern, nicht noch einmal mit diesem Anliegen kommen zu wollen.

Venedig war seines Dogen müde und hatte wohl schon damals Lust ihn zu entsetzen, allein diese Ent-

setzung sollte nicht mit dem eigenen Willen Desjenigen stattfinden, dem sie zugedacht war. Die Republik erkannte den Willen keines Menschen und auch den seines Dogen nicht an, und da dieser Doge ihr mehr und mehr zuwider, ja verhaßt wurde, so konnte man sich nicht entschließen, ihm eine Entlassung von seinem Dienste zu geben, die irgend wie noch ehrenhaft für ihn gewesen. Man wollte ihn demüthigen, strafen, vernichten wo möglich. Zunächst bot sich eine Gelegenheit, ihn hart und bis in's tiefste Herz hinein zu verletzen.

Sein eigener Sohn, Jacopo Foscari, wurde 1443 angeklagt, von einigen fremden Fürsten, vornämlich vom Herzoge von Mailand, Philipp Maria Visconti, Geschenke angenommen zu haben. Er hatte sich dadurch nicht nur einer niedrigen Handlung, sondern auch der Verletzung eines bestimmtes Gesetzes der Republik schuldig gemacht.

Vor den Rath der Zehn und den Dogen geführt, der sich bei dieser Gelegenheit nicht gestatten durfte, auf den Vorsitz in diesem Tribunale zu verzichten, wurde er peinlich verhört, der Folter unterworfen, auf seine erpreßten Aussagen hin schuldig erklärt und durch den Mund seines eigenen Vaters zu ewiger Verbannung nach Napoli di Romania verurtheilt.

Es war am 20. Februar 1444, als im großen

Rathe dieſes Urtheil bekannt gemacht wurde. Der Doge ſaß auf einem Thron unter einem goldenen Thronhimmel, ſein Sohn ſtand gefeſſelt, von der Folter zermartert und zerquetſcht, bleich, blutend, mit verwildertem Haar und Barte vor ihm. Als er ſich erhob das Urtheil zu verkünden, ließ der Secretair des Rathes ſich vor ihm auf die Kniee nieder, es ihm zu überreichen, aber ihm zur Seite ſtanden finſter und dräuend die zehn Mitglieder des geheimen Rathes, die es gefällt, und welche nun auf jede Miene ſeines Geſichts, auf jede Regung ſeiner Stimme Achtung hatten, um zu erſpüren, ob ihm etwa ſein Blut näher gehe, als die Ehre des Staates.

Wir haben es ſchon geſagt und wir müſſen es wieder ſagen, Francesco Foscari war ein braver, ehrenhafter, durch und durch republikaniſch geſinnter Mann, ein Mann, wie der ältere Brutus, der ſeine Söhne opferte. Er las mit eiſernem, unbewegtem Tone das Verbannungsurtheil ſeines Sohnes ab, und als er winkte, daß man ihn abführe, weinte er weder noch eilte er, ſein Kind noch einmal zu umarmen. Er wollte ſich keinen, auch nicht den geringſten Vorwurf machen laſſen und behauptete darum eine durchaus eherne Unerſchütterlichkeit auch da, wo tauſend Andere ohnmächtig zuſammengebrochen ſein würden.

Indeſſen ſollte dies noch nicht die ſtrengſte Probe

sein, auf die er gesetzt wurde. Auf einer Galeere eingeschifft, um sich nach seinem Asyle zu begeben, wurde Jacopo Foscari zu Triest krank. Er schrieb an den Dogen, seinen Vater, es bei der Signoria zu bevorworten, daß man ihm einen andern Aufenthalt anweisen möge. Francesco Foscari legte das Gesuch seines Sohnes ohne eine Sylbe zu sagen in dem großen Rathe auf den Tisch und behauptete auch während der ganzen darüber gepflogenen Debatte ein unverbrüchliches Schweigen. Kein Blick, kein Laut legte für den Wunsch des Sohnes eine Fürbitte ein. Schließlich gestattete der Rath der Zehn dem Verurtheilten aber doch, sich nach Treviso zurückzuziehen, indem er ihn zugleich (bei Androhung der Todesstrafe im Unterlassungsfalle) verpflichtete, sich täglich bei dem Gouverneur zu melden.

So gingen einige Jahre hin, als plötzlich einer der Präsidenten des Rathes der Zehn ermordet wurde. Mordthaten waren in jener Zeit nichts Seltenes und oft durch die unbedeutendsten Veranlassungen hervorgerufen. Da man aber nun einmal gegen die Familie des Foscari eingenommen war, so kostete es Jacopo Loredano nur wenig Mühe, den Verdacht auf den verwiesenen Sohn seines Gegners und zwar nur deswegen hinzulenken, weil man einen seiner Diener in Venedig gesehen hatte.

Dieſer Diener wurde natürlich augenblicklich verhaftet und der Tortur unterworfen. Da aber keine Qual des Henkers ihm ein Geſtändniß zu entlocken vermochte, ſo wurde ſein Herr herbeigeſchleppt und ſelbſt allen Foltergraden preisgegeben. Aber auch er bekannte Nichts und behauptete ſeine Unſchuld, was indeß doch nicht verhinderte, daß man ihn nach Canea verbannte.

Von hier aus ſchrieb er die flehentlichſten Briefe an ſeinen Vater, ihn beſchwörend, ſeine Freiſprechung zu erwirken. Der Vater aber gab alle ſeine Briefe unerbrochen an die Signoria. Da der Verurtheilte nun ſah, daß er auf dieſem Wege Nichts ausrichtete, und zugleich überzeugt war, daß der Schrecken, den der Rath der Zehn einflößte, ihm jede Hoffnung benahm, in Venedig einen Fürſprecher zu finden, ſchrieb er einen Brief an den neuen Herzog von Mailand, um deſſen Vermittelung nachzuſuchen.

Dieſer Brief, der durch einen Spion, der zur Ueberwachung des Unglücklichen beſtellt war, aufgefangen ward, wurde in Venedig als ein neues Verbrechen angeſehen, weil ein Geſetz allen Bürgern der Republik verbot, Fremde zur Einmiſchung in die innern Angelegenheiten der Regierung zu veranlaſſen. Man ſchickte augenblicklich eine Galeere ab, um Jacopo Foscari in die Gefängniſſe Venedigs zu transportiren. Bei ſeiner Ankunft unterwarf man ihn der Tortur des Wippens,

und als man den Angeklagten während der Pausen, die ihm die Henker gewährten, befragte, warum er den Brief, den man ihm vorlegte und von dem er doch wissen mußte, daß er strafbar sei, geschrieben hätte, antwortete er, es wäre gerade deshalb geschehen, weil er nicht habe zweifeln können, daß derselbe in die Hände des Tribunals fallen würde; jeder andere Weg, seine Gesuche anzubringen, sei ihm durch die Hartnäckigkeit seines eigenen Vaters verschlossen gewesen; er hätte nichts Anderes erwartet, als nach Venedig geführt und dort gefoltert zu werden; aber er hätte das Alles gewagt, um nur den Trost zu haben, seine Frau, seine Kinder, seinen Vater und seine Mutter noch einmal zu sehen, worum er einzig noch bitte, dann möge man anfangen mit ihm, was man wolle.

Nach diesem Bekenntnisse ward er nach Candia mit der Verschärfung des Urtheils verbannt, dort ein Jahr im Gefängniß zu bleiben. Die Bitte, die Seinen noch einmal zu sehen, konnte man ihm indeß menschlicher Weise nicht verweigern, aber auch bei dieser letzten Zusammenkunft noch machte sich die Grausamkeit des Tribunals dadurch geltend, daß man sie nicht ohne Zeugen und Ueberwachung ließ. Nicht etwa im Innern einer Privat-Wohnung, sondern in einem der großen Säle des Palastes war es, wo eine von vier weinenden Kindern begleitete Gattin ihrem unglücklichen Gatten

das letzte Lebewohl sagen durfte und wo ein achtzigjähriger Vater und die unter den Gebrechen des Alters erliegende Mutter sich auf einen Augenblik den traurigen Trost gewährt sahen, ihre eigenen Thränen mit denen des verbannten Sohnes zu mischen. Er warf sich vor ihnen auf die Kniee, und indem er die ihm durch die schreckliche Tortur verrenkten Arme schwörend gen Himmel hob, seine Unschuld betheuernd, flehte er den Dogen an, bei dem Rathe doch endlich auf eine Milderung des Urtheils zu dringen. Sein Vater, indem er ihn aufhob und umarmte, antwortete aus der Unerschütterlichkeit seiner Seele heraus: „Nein, mein Sohn, das kann ich und das werde ich nicht; Du aber achte das über Dich ergangene Urtheil und füge Dich ohne Murren in die Anordnungen der Republik."

Daru, nachdem er diesen Auftritt erzählt hat, fragt: „Kann man eine so grausame Festigkeit eines Vaters anders erklären, als durch das beschämende Geständniß, daß die Tyrannei den Menschen zu den nämlichen Großthaten zu bewegen vermag, wie die Tugend? Hätte die Knechtschaft also ebenso gut ihren Heroismus, wie die Freiheit?"

Einige Zeit übrigens nach dieser Verurtheilung ward der wahre Anstifter des Mordes, um dessen willen Jacopo Foscari seine Strafe erlitten, entdeckt, und nun endlich mußte sich nothgedrungen der große Rath ent-

ſchließen, die Acht und Verbannung von dem Haupte des unglücklichen Dogenſohnes zurückzunehmen. Der greiſe Vater ſchickte Boten über Boten mit dieſer Freudennachricht nach Candia hinaus, aber leider kam auch der früheſte davon zu ſpät, denn bei ſeinem Eintreffen war der arme unſchuldige Gefangene eben in ſeinem Kerker begraben worden. Die Familie erhielt Nichts als ſeine dem moraliſchen Anſehn nach rehabilitirte Leiche zurück. Dies warf natürlich den Dogen nieder. Unfähig, ſich den Geſchäften zu widmen, vom Grame verzehrt, durch's Alter, das Fehlſchlagen ſeiner Pläne und den Undank des Volkes gebeugt, zog er ſich in die traurige Einſamkeit ſeines Palaſtes zurück, jedes öffentliche Auftreten vermeidend und auch in den Rathsſitzungen nicht mehr erſcheinend. Dieſe ſo leicht und wohl zu billigende Zurückhaltung eines unglücklichen achtzigjährigen Greiſes, welcher der Würde und dem Anſehn der Republik ſo viel und man kann ſagen, ſein Theuerſtes zum Opfer gebracht, mißfiel nichtsdeſtoweniger den Decemvirn, indem ſie darin nichts Anderes als ein Murren über ihre Urtheilsſprüche erkennen wollten.

Dieſer Urtheilsſpruch war freilich ungerecht geweſen und hatte einen Unſchuldigen um Glück und Leben gebracht. Doch ſollte man mit ihnen deswegen nicht zürnen und ihnen die Brauen nicht runzeln, denn dieſes Brauenrunzeln und dieſer Zorn waren ein Verbre-

chen gegen die Republik. Nur zum Besten der Republik hatten sie gehandelt, und mochte dieses Handeln nun auch gewesen sein, wie es wollte, es sollte Niemand und auch dem Dogen nicht freistehen, deswegen eine Miene zu verziehen.

Man fing daher Francesco Foscari's Benehmen überall zu mißbilligen an, wodurch Loredano sich in seinen Rachebemühungen gegen Diesen so begünstigt sah, daß er, über die Nachtheile klagend, die für die Regierungsgeschäfte aus den Gebrechen des Dogen und der Abwesenheit desselben in den Rathssitzungen erwüchsen, die Absetzung desselben zu beantragen wagte. Es war nicht das erste Mal, daß Venedig einen altersschwachen Mann zum Fürsten hatte; durch Herkommen und Gesetze waren für diesen Fall Auskunftsmittel und Vorkehrungen der Art getroffen worden, daß dem Dogen alsdann das älteste Mitglied des Rathes zum Beistand beordert wurde. Diesmal aber fanden Foscari's Feinde dieses herkömmliche und schon mehrfach in Anwendung gebrachte Mittel nicht ausreichend. Um die Berathung über Foscari's Absetzung feierlicher zu machen, verlangte der Rath der Zehn, daß fünfundzwanzig Senatoren an der Sitzung Theil nehmen möchten; da man aber den Gegenstand der Berathung nicht meldete und der große Rath denselben nicht im Entferntesten ahnte, so fand es sich, daß unter den zur

Theilnahme an der Sitzung ernannten Senatoren auch des Dogen Bruder, Marco Foscari, war. Statt ihn an der Berathung Theil nehmen zu lassen oder gegen seine Erwählung Einspruch zu erheben, schloß man ihn in ein besonderes Zimmer ein und ließ ihn schwören, nie von dieser Zurückweisung aus der Versammlung zu sprechen, indem man ihm erklärte, daß er dadurch sein Leben auf's Spiel setzen würde. Trotzdem schrieb man seinen Namen mit unter das Dekret, als ob er dabei betheiligt gewesen wäre*).

In der Sitzung der Versammlung selbst eröffnete Loredano den Grund ihrer Zusammenberufung, mit großer Beredtsamkeit beantragend, den Dogen abzusetzen. Da aber kein Gesetz die Absetzbarkeit des Dogen bestimmte, auch bisher die Absetzung eines solchen in der Republik noch nicht vorgekommen war, so faßte das eingesetzte Tribunal den Beschluß, daß sich die sechs Räthe der Signoria und die Präsidenten des Rathes der Zehn zum Dogen begeben und diesen auffordern sollten, noch einmal und zum dritten Male „aus eigenem Willen" die Enthebung von seinem Amte nachzusuchen.

Als die Abgesandten mit diesem Auftrage wirklich vor dem Dogen erschienen, antwortete er auf der Stelle

*) Daru: Geschichte der Republik Venedig.

und mit vieler Würde, daß er bereits zwei Mal zur Niederlegung seines Amtes bereit gewesen, daß man aber anstatt darein zu willigen, ihm vielmehr den Eid abverlangt habe, sein Gesuch nicht noch einmal zu wiederholen. „Ich habe den Eid geschworen," sagte er feierlich, „ich werde ihn halten."

Als der versammelte Rath diese Weigerung erfuhr, dekretirte er, daß Francesco Foscari seines Amts-Eides entbunden und seiner Würde entsetzt sei mit einer Pension von fünfzehnhundert Gold-Dukaten. Er habe bei Strafe der Konfiskation aller seiner Güter den Dogen-Palast sogleich zu verlassen.

Jacopo Loredano ließ es sich nicht nehmen, diesen Beschluß dem Dogen selbst bekannt zu machen. Als dieser ihn vernahm, sagte er Nichts, als: „Die Republik hat gesprochen. Ich werde gehorchen." Und hierauf entkleidete er sich selbst mit vor Alter zitternden Händen der Abzeichen seiner Würde, die er noch einmal alle angelegt hatte, die Abgesandten des Tribunals zu empfangen. Er gab den Purpur, die Krone, den herzoglichen Ring von sich, und so in der schlichten Kleidung eines einfachen Bürgers erscheinend, rief er seine greise Gattin, seinen Bruder, seine Schwiegertochter, Enkel und Freunde um sich, um mit ihnen zusammen den Palast zu verlassen, den er volle fünfunddreißig Jahre hindurch als Oberhaupt der Republik bewohnt

hatte. Als er mit diesem Gefolge auf den Perron kam, um die große Treppe hinabzugehen, ersuchte ihn ein Secretair der Signoria, der sich dort aufgestellt befand, eine geheime Hintertreppe hinabzugehen, um die Volksmenge zu vermeiden, die sich in den Höfen versammelt hatte. Aber Foscari, dies hörend, richtete sich stolz und mit der ganzen Würde seines verletzten Alters in die Höhe, und seine weißen Locken schüttelnd, sagte er mit fester, ungebrochener Stimme: „Junger Mann, wo nimmst Du die Stirn her, mir so Etwas zu rathen? Habe ich jemals Grund gehabt, mich vor dem Volke zu fürchten? Und sollte ich ihn jetzt wohl haben? Nein, zurück und weigere mir diesen Ausgang nicht. Hier bin ich heraufgekommen, hier will ich hinuntersteigen. Die ganze Welt mag es sehen. Wenn ich drunten vor dem Thore den Staub von meinen Füßen geschüttelt, so nehme ich Nichts aus diesem Hause mit, als mein Unglück und die nackten Verdienste um das Vaterland!"

So sprechend, schritt er gehobenen Hauptes, imposanten Ganges die Riesentreppe hinab. Unten an deren Fuße drängte sich das Volk, und viele Anhänger Loredano's, die sich darunter befanden, wiegelten es auf, sich an der Person des Abgesetzten zu vergreifen. Als dieser nun aber entblößten Hauptes, ehrfurchtgebietend und ernst, auf der einen Seite von der greisen Gattin

geführt, auf der andern von einer Krücke gestützt, gefolgt von seinen weinenden Verwandten unter sie trat, verstummte das wüthende Geschrei selbst der Aufwiegler, und die Menge wich scheu und in so schweigender Stille zurück, daß man weit über den Platz hin vernahm, wie Foscari sich noch einmal dem Dogenpalaste zuwendend sagte: „Meine Dienste hatten mich hinein gerufen, die Bosheit meiner Feinde vertreibt mich daraus. Möge ihr Grimm nur mich und nicht auch das Vaterland treffen. Es lebe die Republik!"

„Es lebe die Republik!" so rief nun einstimmig das Volk, indem es mit Rührung und Ehrerbietung den Dogen bis zu seinem Privathause geleitete. Hier angelangt, versammelte Francesco Foscari bei offenen Thüren und Fenstern alle seine Verwandten um sich, indem er sie laut und feierlich schwören ließ: das Unrecht seiner Feinde zu vergessen und der Republik nach wie vor ihre Dienste zu widmen.

Es war dies am 20. Oktober 1459. Unter diesem Datum schrieb Jacopo Loredano unter die Schuldzeichnung Francesco Foscari's: „Er hat mich bezahlt, l'ha pagata!"

Zehn Tage später ernannten die Wähler Pascale Malipiero zum Dogen. Als der Schall der Markusglocke, welche Venedig die Erwählung seines neuen Fürsten verkündete, das Ohr des abgesetzten Dogen

traf, ſank er ſterbend zuſammen, indem er ſagte: „Da läuten ſie meine Todtenglocke!“

Als er geſtorben war, beſchloß die Republik ihn ſo feierlich zu beſtatten, als wenn er noch im Beſitze ſeiner Würde verſchieden wäre. Einestheils geſchah dies wohl, weil Viele die Härte bedauerten, womit man das Alter dieſes Mannes gegeißelt, und dies ſo viel wie möglich gut machen wollten, anderentheils wünſchte man aber auch der Ordnung wegen, da er doch einmal Doge geweſen und als ſolcher gelebt hätte, ſeinen Sarg diejenige Stelle finden zu laſſen, die ihm zukam. Der Senat wollte in der Reihenfolge ſeiner Dogengleichen keine Lücke entſtehen laſſen und glaubte durch Vermeidung dieſer Lücke auch am erſten die Erinnerung an ſein eigenes Verfahren gegen den Todten verwiſchen zu können. Die greiſe und ehrwürdige Wittwe deſſelben, Maria Nani, widerſetzte ſich jedoch dieſem Vorhaben, indem ſie ſich weigerte, den Abgeſandten der Signoria die Ueberreſte ihres unglücklichen Gatten auszuliefern. „Man dürfte,“ ſagte ſie, „Denjenigen nach ſeinem Tode nicht als Fürſten behandeln, den man im Leben der Krone beraubt, und da er ſein Vermögen im Dienſte des Staates aufgebraucht habe, ſo wolle ſie ihr Heirathsgut dazu verwenden, ihm die letzten Ehren zu erweiſen.“

Man kehrte ſich jedoch an dieſe Weigerung nicht. Der große Rath ſchickte einige Senatoren und Nobili mit Trägern und einer Bahre ab, um den Leichnam der Familie, wenn es nicht anders gehe, mit Gewalt wegnehmen zu laſſen. Und in der That fanden die mit dem Auftrage Betrauten auch die ſämmtliche in Trauer gekeidete Familie, die greiſe Wittwe an der Spitze, um das Todtenbett verſammelt, um gegen dieſe Maßregel zu proteſtiren. Erſt nachdem Wachen geholt, das ganze Haus beſetzt und die Leidtragenden gewaltſam entfernt worden waren, gelangte man in den Beſitz der Leiche, die nun mit dem herzoglichen Purpur bekleidet, in den Prunkgemächern des Regierungspalaſtes ausgeſtellt und dann mit dem herkömmlichen Gepränge beſtattet wurde.

So gab auch im Tode die Republik ihren erſten Bürger noch nicht frei, und ſogar ſeine Leiche mußte ihrem Gebote gehorſam ſein.

Man wird dies und alles Vorhergehende nicht leſen können, ohne ſich von Staunen über eine ſolche Staatstyrannei und die geiſtige Größe, die ſich dennoch unter ihr entwickelte, durchdrungen zu fühlen. Wie oft aber mag Francesco Foscari im Stillen nicht gewünſcht haben, daß die Venetianer den Rath ſeines Vorgängers beachtet und ihn nicht zu deſſen Nach-

folger gewählt hätten. Er hat seinen Ehrgeiz und seine Kriegslust schwer gebüßt und durch all' seinen Heroismus doch Nichts erreicht, als in der Geschichte Venedigs ein schwarzes Blatt zu füllen, das wir hier zur Warnung und zum Exempel in übersichtlicher Kürze ausgezogen haben.

Das Opfer des Schweigens.

Es war am 13. April 1622 ziemlich ſpät am Abend, als noch eine einſame Gondel durch die bereits ſtill gewordenen Lagunen von Venedig fuhr. In ihrem Innern lag läßig auf Kiſſen hingeworfen Antonio Foscarini, der Sprößling einer der edelſten Familien, von 1608 bis 1610 in Frankreich und von 1610 bis 1615 in England Botſchafter der Sanct Marcus-Republik, ein ſchöner, intereſſant ausſehender Mann zu Anfang der dreißiger Jahre. Er war erſt kürzlich, nachdem er eine Zeit lang in Deutſchland reſidirt, von einer diplomatiſchen Sendung nach der Schweiz in ſeine Heimath zurückgekehrt, die er ſeit 1616, wo er zuletzt von London abberufen und von der Signorie nach Venedig beordert geweſen, nicht wieder geſehen hatte. Jetzt eben ſich von einem Gaſtmahl des franzöſiſchen Geſandten nach Haus rudern laſſend, erging er ſich, angeregt von der lebhaften Geſellſchaft, die er verlaſſen, und dem ſüßen ſiedenden Wein, den er

getrunken, in alten Erinnerungen und Träumen untermischt mit neuen Gedanken und frisch empfangenen Eindrücken.

Die längst gestorbenen Eltern und seine Jugend dämmerten in seinem Geist herauf; er dachte der sorgenden Liebe der Mutter, der weisen Führung des Vaters, dann der geliebten Menschen und Freunde, die er hier und dort in der Welt gefunden. Der große Heinrich der Vierte von Frankreich, den er vor seinen Augen hatte ermorden sehen, der schwache Ludwig der Dreizehnte, die prächtige, stolze Regentin Marie von Medici, der gesinnungstüchtige, auch als Geschichtsschreiber bekannte Parlaments-Präsident de Thou und viele, viele Andere traten wie Schatten vor ihn hin, Alle indeß schwanden wie in Nebel vor der sieghaften und schönen Gestalt der Gräfin von Arundel, die er mit ihrem Gatten auf der letzten Reise kennen gelernt und unerwartet auf dem Gastmahl des französischen Geschäftsträgers wieder gefunden hatte.

Ihr strahlendes Auge, ihr holdes Lächeln, der süße Zauber ihrer Rede umgaukelten in wunderbarem Liebreiz sein Herz mit so weichen und innigen Empfindungen, daß ihn seit lange zum ersten Mal wieder die volle und berauschende Sehnsucht der Jugend nach den entzückenden Mysterien der Liebe überkam. Es war ihm in der Phantasie, als wenn er sich auf der Fahrt zu

irgend einem theuren Weſen befände, als wenn er bald an irgend einem ſtillen und geheimnißvollen Platze des Strandes landen, einen einſamen, dunklen Palaſt betreten und dort am Ende eines langen Korridors eine ihn erwartende Dame finden würde.

Sich in dieſe Vorſtellungen mit der ganzen Gluth einer erhitzten und lebhaft erregten Einbildungskraft verlierend, kam es ihm nicht nur vor, als fühlte er ſchon einen roſigen Athem ſeine Wangen fächeln und in ſeinem Schooß die weiche, ſüße Fülle eines erglühenden Frauenkörpers ſich mehr und mehr an ihn ſchmiegen, ſondern es war ihm auch, als könnte er nach und nach gewiſſe ihm erinnerliche Formen und Züge des Geſichts wie durch eine Hülle von Schleiern erkennen. Es zeigte ſich ihm ein bleiches, verklärtes Antlitz, große, flammende Augen, ein feingeſchnittener Mund, eine edle Naſe. — Und das Alles, das erſt ausſah, als wenn es Katherine Arundel angehören ſollte, nahm doch unerwartet und plötzlich einen ganz anderen, ſeinem Gedächtniß ferner liegenden Ausdruck an, einen Ausdruck, der ihm zwar fremd, aber doch auch zugleich ſo ſeelenverwandt, ſo vertraut und bekannt erſchien, daß er, in ſeliges Nachdenken vertieft, unter heiligen Schauern des Herzens ſich fragte: „Wer iſt dies Gebild? Und wo ſah ich es? Es iſt keine bloße Viſion, keine leere Vorſpiegelung der Sinne. Ich muß es

ohne Zweifel schon irgendwo in der Wirklichkeit angestaunt haben, ihm begegnet sein. Dieser schwüle Blick, dieser von schwarzen Schleiern umwobene Lockenwurf, dieser schwebende Gang, dieser Arm, diese Brust müssen an mir vorübergestreift, mich berührt und mit seligen Empfindungen durchdrungen haben. Aber wann und wo? Kürzlich oder lang vordem? In Frankreich, in England oder hier in der Heimath? Wer kann helfen? Wer mir Auskunft geben?"

So forschte, drängte, suchte und fragte Antonio Foscarini in sich selbst. Er ging alle seine Bekanntschaften, seine Begegnungen im Abenteuer durch. Er durchstöberte alle Winkel seiner Erinnerungen, alle Andenken und Eindrücke seines viel bewegten und wechselnden Lebens. Er fand stolze Herzoginnen und lächelnde Kammerzofen, vornehme Gräfinnen und arme Zigeunerinnen mit all' ihren Namen, ihren Reizen, ihren Eigenheiten und Fehlern; nur dieser einen, auf einmal so tiefbedeutsam aus seinem Innern hervortretenden Erscheinung vermochte er nirgends auf die Spur zu kommen. Wie ein schönes Geheimniß, wie ein süßes Räthsel stand sie da, wie eine heimliche Liebe, die, den Finger auf den Mund gelegt, in ewiges Stillschweigen versunken schien. Das Gedächtniß Antonio Foscarini's, das ihm in alle Vergangenheit, in alle verrauschten Ereignisse und Begebenheiten seiner Exi-

ſtenz hinein ein ſo treuer Begleiter und Erklärer war, ihm ſo viel und geſchwätzig von duftenden Briefen, entwendeten Schleifen, verwelkten Blumen erzählte, verſtummte und ließ ihn im Stich gegenüber dieſer, wie ihm ſchien, anmuthigſten und ſchönſten Frauengeſtalt der Welt.

Unruhig und faſt erzürnt darüber war er eben im Begriff, die Sammetvorhänge der Gondel zurückzuſchlagen, um ſich durch einen Blick in die im bleichen Mondenſchein majeſtätiſch daliegende Lagunenſtadt von dem marternden Nachgrübeln zu befreien, als er auf einmal vom Ufer her einen weiblichen Geſang vernahm, bei deſſen erſten Klängen es ihm wie Schuppen von den Augen fiel.

„Tereſa Contarini!“ rief er in die Höhe fahrend, „Tereſa Contarini, wie habe ich Deiner vergeſſen können, Deiner, die Du die einzige wahre Liebe meines Herzens warſt oder doch werden ſollteſt! O, wie reißt dieſer Geſang, den ich nur zwei Mal vernommen, die Binde von meinen Blicken weg, und wie erkenne ich nun auf einmal in dem unbekannten Bilde meiner Phantaſie Deine lächelnde Anmuth, Deinen ſtrahlenden Liebreiz wieder. O, Tereſa! Tereſa! Nicht noch einmal ſoll man mich von Dir reißen! Die großen Geſchäfte, die Zerſtreuungen der Welt haben meine Liebe zu Dir ſo tief erſchüttert, daß ſie durch Jahre

hindurch wie vergraben in mir gelegen hat. Die Rückkehr in die Heimath, das Rauſchen der Lagunenwellen, die Stille der Gondeleinſamkeit haben ſie wieder geweckt, Dein Geſang hat ſie erſtehen machen. Tereſa! Tereſa! Nun will ich Dir, nun ſollſt Du mir gehören! Der Augenblick des Glücks iſt gekommen. Laß ihn mich nützen!“

So ſprechend, ſchlug er die Gardinen der Barke auseinander, und die Ruderer einige Schritte weiter hinauf landen und an der Stelle ſeiner Rückkunft harren heißend, ſchritt er, nicht ahnend, daß er nie wiederkehren würde, hochaufgerichtet und mit in Seligkeit erſchwellender Bruſt über die Marmorſtufen und die leichten Hängebrücken, welche hier die Paläſte verbanden, hinweg, dem Geſange nach, der noch immer zu hören war.

Indem er ihm folgte, durchlebte er noch einmal im Geiſt die beiden Male, die er ihn früher vernommen. Er ſah ſich als glänzender und hochgeehrter Gaſt ein Haus betreten, in deſſen Saal er eine junge Dame an der Harfe ſitzen fand, die eben das Lied ſang, das ihn jetzt ſo ergriffen. Die feinen, edlen Züge, die anmuthige Haltung der Dame, der Klang und das Seelenvolle ihres Geſanges zogen ihn gleich vom erſten Momente an zu ihr hin. Sie hatte ihn kaum beendigt, als er ſich ihr auch ſchon näherte und

sie mit Artigkeiten überschüttete. War er schon durch ihr Aeußeres und die Grazie ihres Benehmens, ihr Singen bezaubert worden, so wurde er es nun noch mehr durch ihr echt weibliches Wesen, das Sinnige und Geistvolle ihres Gespräches, die Fülle und Tiefe ihres Gemüthes. Von ihr selbst ihrem Vater, einem würdigen, ehrfurchtgebietenden Greise vorgestellt, hatte er nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich die Erlaubniß auszubitten, ihn und seine Tochter besuchen zu dürfen, und als er diesen Besuch kurze Zeit darnach denn auch wirklich abstattete, und Teresa nun in ihrer bescheidenen Häuslichkeit noch reizender, schöner und beglückender fand, noch einmal auf seinen besonderen Wunsch das von ihr schon bei der ersten Begegnung gehörte Lied vernommen, schwur er sich bei der Nachhausefahrt von ihr, daß nur sie und keine Andere seine Gattin werden sollte. Er nahm sich vor, sie oft, sie täglich zu besuchen, in allem Ernst um sie zu werben und nach Jahresfrist sie heimzuführen. Aber als er daheim in seinem Palaste ankam, fand er einen Befehl der Signorie, sogleich nach Paris in einer besonderen Sendung, von da nach Deutschland und endlich nach der Schweiz zu gehen. Zuerst glaubte er, daß diese Mission ihn nur einige Wochen, höchstens zwei Monate von Venedig fern halten würde, und darum that er bei Teresa Contarini keine weiteren Schritte, sondern

beeilte ſich nur, ſeinen diplomatiſchen Aufträgen nachzukommen. Als dieſe unerwarteter Weiſe ſich nun doch in die Länge zu ziehen begannen, nahm er ſich vor, an ſeine Auserkorene zu ſchreiben und ihr brieflich ſeinen Antrag zu machen. Aber da kamen die Geſchäfte, die neuen Anknüpfungen, endlich wohl auch eine flüchtige Neigung, die ihn hinderten, und ſo floſſen Wochen, Monate, Jahre hin, und im Strudel der Ereigniſſe, der neuen Eindrücke und wechſelnden Empfindungen war dann endlich die Erinnerung an Tereſa in ſeiner Seele ſo verſchollen gegangen, daß es erſt jenes Liedes bedurfte, ſie wieder in das Gedächtniß zurück zu rufen.

Dieſem Liede nachgehend, wieder ganz überkommen von dem Zauber, den es wohl ſonſt ſchon über ihn ausgeübt, war er endlich unter den Balkon eines Palaſtes gelangt, der, wie er ſah, an den Garten des ſpaniſchen Geſandtſchaftspalaſtes ſtieß und die Fenſter geöffnet hatte, aus denen der Geſang weit in den ſtillen Abend hineinſcholl. Nachdem er ſich umgeblickt und überzeugt hatte, daß er unbeachtet und allein ſei, ſchwang er ſich, gemäß der romantiſchen Stimmung, in der er ſich befand, wohlgemuth auf die Gartenmauer des ſpaniſchen Hotels hinauf und von da vermittelſt eines Fenſtervorſprunges auf den Balkon.

Hier geräuſchlos angekommen, ſah er ſich im Stande, ein geräumiges Erkerzimmer zu überblicken,

und als er daſſelbe mit den Augen durchforſchte, gewahrte er ſeitwärts vom Balkon mit dem Antlitz nach einem Fenſter gerichtet, das in den Garten ging, eine Dame mit der Harfe ſitzen, in der er ſogleich aus dem ihm zugekehrten Profil Tereſa Contarini zu erkennen vermochte. Entzückt und berauſcht von dieſem plötzlichen, unerwarteten Wiederſehen, verzehrt von der Sehnſucht, die Geliebte gleich mit dem Geſtändniß ſeiner neuerwachten Neigung zu überraſchen, war er leiſe, während ſie die letzten Noten ſang, hinter ihren Stuhl getreten. Verſunken in ihren Anblick, würde er indeß ohne Zweifel ſeinen Vorſatz ganz vergeſſen haben, wenn er die Sängerin, träumend den Kopf an die Harfe gelehnt, nicht ſeinen Namen hätte ſeufzen und dann hinzufügen hören: „Ob er meiner wohl noch denken mag!“

Dieſe Worte riſſen ihn mächtig in die Wirklichkeit zurück, und trunken von der Gewißheit, von ihr nicht vergeſſen zu ſein, rief er, ſich ihr zur Seite auf's Knie werfend und begeiſtert ſeine Arme nach ihr ausſtreckend: „Ja, ja, Geliebte, er denket Deiner. Er iſt da, Dir das durch die That zu beweiſen!“

Tereſa, die mit einem leiſen Schrei, halb des Schreckens, halb der Verwunderung, bei dieſer Anrede empor geſprungen war, ſtarrte den ihr zu Füßen Liegenden, auf die Harfe geſtützt, wie eine Geiſtererſchei-

nung eine Weile lautlos an, dann von ihrem Gefühle hingeriſſen, ſich und die Welt vergeſſend, ſtürzte ſie am ganzen Leibe zitternd und mit Thränen eines unausſprechlichen Gefühls an ſeinen Hals.

Stürmiſche Umarmungen, flammende Küſſe und Liebkoſungen erſtickten zuerſt in der Bruſt der Liebenden jeden Laut. Sie drückten einander feſt an ſich, ſahen ſich an, berührten einander Augen, Haare und Lippen, und wenn ſie mit dem Einen fertig waren, begannen ſie wieder mit dem Andern. So mochten ſie wohl eine geraume Zeit im Taumel der Entzückung hingebracht haben, als Antonio zuerſt das Wort ergriff und ſagte: „So habe, ſo halte ich Dich denn wirklich in meinen Armen, Geliebte, und erhalte mit der Gewißheit Dich wiederzuſehen auch zugleich die Ueberzeugung, daß Du mich liebſt! — Haſt Du mich denn immer,“ fügte er fragend hinzu, „haſt Du mich denn von je geliebt, Tereſa?“

„Vom erſten Augenblick unſerer Begegnung an,“ hauchte Tereſa. „Mein Herz, meine Seele, alle meine Gedanken gehörten nur Dir! Nichts ſann, ſah' und träumt' ich, als nur Dich, Deine liebe Geſtalt, Dein holdes Haupt, den ſüßen Blick Deines Auges. Wie glücklich war ich nicht, da Du zu mir kamſt, mir zur Seite ſaßeſt, mit Deinem Gewand meine Schulter ſtreifteſt! Mit welcher Wolluſt im Buſen hörte ich

meinen Vater Deinen großen Sinn, Deinen Edelmuth, Deine Verdienste um den Staat, Deine Kenntniß der Menschen rühmen! Aber wie elend wurde ich nicht auch," setzte sie dieser begeistert ausgesprochenen Apostrophe leise und mit gedämpfter Stimme hinzu, „als ich Deine plötzliche Abreise vernahm, hoffte täglich, daß Du mir schreiben würdest, und nun Wochen, Monde, Jahre hindurch auch nicht die kleinste Zeile von Dir erhielt! O, wenn Du wüßtest, Antonio, was ich da gelitten!"

„Still, still," sagte Foscarini, indem er die Geliebte an sich drückte und ihr Mund, Stirn, Augen und Haar mit flammenden Küssen überschüttete, „laß das Vergangene vergessen sein. Die Zukunft soll Dich entschädigen. Wie ich von jetzt an Dich lieben und glücklich machen will, so soll noch nie ein Weib geliebt und glücklich gewesen sein. Nie wieder will ich von Dir gehen, nie Dich verlassen. So viel Freuden, so viel Wonnen des Lebens will ich über Dich breiten, daß auch bis auf die letzte Spur alles Leid, das Du um mich getragen, aus Deiner Seele verwischt sein soll! Nur Lächeln, nur Jauchzen sollst Du in Zukunft kennen und so wenig von Gram noch wissen, daß Du Thränen nur für eine Erfindung der Mährchenwelt halten sollst!"

Als Antonio, hingerissen von dem Feuer seiner

Liebe, ſo ſprach, richtete ſich Tereſa erbleichend an ſeinem Halſe auf, um zu reden, aber ſeine Liebkoſungen, ſeine Umarmungen und Küſſe verſchloſſen ihr den Mund und machten bald ihre Wangen wieder glühen. Sie ſchwieg, ſie vergaß, was ſie ihrem Geliebten zu entdecken im Sinne gehabt. Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart, Luſt und Leid, Glück und Unglück, Alles ſchmolz vor dem Schlage ſeines Herzens hinweg, der allein in dieſem Moment ihre ganze Welt und Ewigkeit ausmachte.

Plötzlich indeß doch fuhr ſie erſchreckt aus ſeinen Armen empor und lauſchte auf ein Geräuſch von Ruderſchlägen, das ſich unter den Balkonfenſtern hören ließ. Ein leiſer, herzzerreißender Schrei wand ſich aus ihrem Buſen los, und Antonio von ſich drängend, das gelöſte Haar von ihren zum Tode erbleichten Wangen ſtreichend, ſagte ſie tonlos: „Was hab' ich gethan, ich Unglückſelige! Warum habe ich nicht gleich geſprochen, Dir nicht Alles entdeckt!“

„Was giebt es?“ fragte Foscarini entſetzt, vom Schauer düſterer Ahnungen durchzuckt.

„Ich bin vermählt,“ ſagte Tereſa zögernd und leiſe.

„Vermählt!“ ſchrie Antonio, „vermählt!“ und wie von einem furchtbaren Schlage getroffen taumelte er zur Seite, ſich nur dadurch aufrecht haltend, daß er ſich krampfhaft an einer Stuhllehne feſtklammerte.

Als ſeine Geliebte, ſeinen Schmerz gewahrend, ſich weinend an ihn drängte und ihm in fliegender Haſt, um ſich vor ſeinem Herzen zu entſchuldigen, erzählte, wie lange und mit welcher Sehnſucht ſie auf eine Zeile von ſeiner Hand gewartet, und wie ſie erſt auf das unaufhörliche Beſtürmen ihres greiſen Vaters, der ſeine einzige Tochter bei ſeinem vorausſichtlich bald erfolgenden Tode keinem unbeſtimmten Schickſale Preis gegeben ſehen mochte, eingewilligt, einem andern Manne, den ſie achte, aber nie geliebt, anzugehören, da ſtöhnte er voll Schmerz: „O, ich Elender, der ich bin und der ich jetzt Nichts als die Früchte meiner Fahrläßigkeit erndte, wie ziemt es mir denn zu klagen? Verdiene ich denn nicht mein Geſchick?“

Dann aber wie von Verzweiflung ergriffen, rief er, indem er die wiedergewonnene Geliebte feſt und innig an ſich preßte:

„Aber ſollte ich Dich nur noch einmal gefunden haben, um Dich auf ewig zu verlieren? Nein, nein, Geliebte,“ ſetzte er mit wieder gewonnener Kraft hinzu: „das ſoll, das kann, das darf nicht ſein! Der Himmel hat uns durch dies ſeltſame Wiederfinden ein Zeichen gegeben. Komm, flieh' mit mir und ſei fern in einem fremden Lande mein Weib!“

„Und mein armer, alter Vater?“ fragte Tereſa voll Schmerz, indem ſie traurig mit dem Haupte ſchüt-

telte. „Soll er mit Schmach über ſeine Tochter zu Grabe fahren? .... Nein, nein, Antonio," fügte ſie nach einem Moment furchtbarer Ueberwindung hinzu, „das iſt unmöglich! Wir müſſen uns entſagen. Flieh', flieh'; ſchon hör' ich meinen Gatten die Gondel verlaſſen. Bald wird er hier ſein. Flieh', oder meine Ehre iſt auf ewig dahin, wie mein Glück!"

„Fliehen! Fliehen!" rief Foscarini voll Verzweiflung. „Unglückſeliger, der ich bin, wohin ſoll ich meine Schritte lenken, um unentdeckt zu bleiben und Dich keinem Verdachte auszuſetzen. Ueber den Balkon kann ich nicht zurück, in den Vorzimmern werde ich Diener treffen, und wohin anders kann ich flüchten?"

„Wohin! Wohin?" ſtöhnte Tereſa in Todesangſt, indem ſie ſich den Angſtſchweiß von der Stirne trocknete. „O, mein Gott, wir ſind verloren, denn dort, dort hinaus," ſagte ſie ſchaudernd mit der Hand nach dem Garten des ſpaniſchen Palaſtes zeigend, „kannſt Du unmöglich entweichen."

„Warum nicht?" fragte Antonio haſtig, indem er, der Richtung folgend, die ihm Tereſa's Hand angewieſen, zu dem bezeichneten Fenſter hinaus ſah und bemerkte, daß er von hier leicht auf die Mauer und von da in den dunklen Park würde gelangen können.

„Warum nicht? Warum nicht?" wiederholte Tereſa in äußerſter Beſtürzung, indem ſie dieſe Frage beant-

wortend hinzufügte: „Unglücklicher, weil dies der Garten des ſpaniſchen Botſchafters iſt, von dem Du weißt, daß Jeder, der darin oder daraus heraustretend geſehen wird, ſeit der großen ſpaniſchen Verſchwörung wider den Beſtand der Republik, des Todes für ſchuldig befunden wird.“

Antonio Foscarini erbebte. Er erinnerte ſich, daß vor vier Jahren, 1618, in dieſem Palaſt die ſpaniſche Macht in den Perſonen des Marquis von Bedmar, des Don Pedro de Toledo und des Vicekönigs von Neapel, Herzog von Oſuna, die Fäden eines zum Glück rechtzeitig entdeckten Komplottes webte, durch welches die Sanct Marcus-Republik auf ewig vernichtet werden ſollte, und daß ſeitdem jeder Venezianer für einen Verräther am Vaterlande erkannt wurde, der hier ein- oder ausgehend betroffen ward. Foscarini wußte auch, daß jeder ſeiner Schritte beachtet und belauert war, er ſagte ſich ſelbſt, daß Tereſa Recht haben und er unbezweifelt verloren ſein würde. Aber was konnte er thun? Sollte er die Geliebte um ihre Ehre, ihren Ruf bringen? Durfte er ſie dem Abſcheu, der Verachtung der Welt überliefern, nur deswegen, weil er in aufgeregtem Zuſtande, in romantiſcher Anwandlung, dem Zuge einer dunklen Sympathie, einer neu erwachten Erinnerung, dem Zauberklange eines beinahe vergeſſenen Liedes gefolgt? Nein, das vermochte er nicht. Sein

ritterliches Herz empörte sich gegen den Gedanken, und rasch noch einmal, da er schon Geräusch im Palaste selbst vernahm, die Geliebte heiß und innig an sich reißend, sagte er: „Lebe wohl, Teresa, und gedenke mein!"

Hierauf, noch ehe die Geliebte sich gesammelt und seinen Entschluß zu fassen vermocht hatte, schwang er sich zu dem bezeichneten Fenster hinaus, in den Garten des spanischen Botschafters hinab, wo er sich in der Dunkelheit der Bäume wie ein Schatten verlor. Mit dem Rufe: „Du bist verloren, Antonio," sank die entsetzt ihm nachstarrende Teresa ohnmächtig nieder.

Bewußtlos und von einem heftigen Fieber befallen, ward sie bald darnach von Agostino Giovini, ihrem Gatten, gefunden. Während man von dem Unfall bestürzt sie zu Bette brachte und nach den geschicktesten Aerzten sandte, ward Antonio Foscarini beim Heraustreten aus dem Palast des spanischen Gesandten verhaftet und vor das Decemvirat geführt, wo sogleich die Prozedur begann. Nach gehaltenem Zeugenverhör, das heißt, nach Vernehmen Derer, die ihn verhaftet, und der Gondeliere, die ihn an dem Abend gefahren, wurde er aufgefordert, seine Vertheidigung zu führen. Foscarini, statt dies zu thun, beobachtete das hartnäckigste Schweigen. Er beobachtete es sieben Tage hindurch, und zwar so unausgesetzt und fest, daß es schien, als habe er für immer die Sprache verloren.

Wou aber freilich hätte er auch reden sollen? Wußte er nicht, daß er tausend Mal seine Unschuld beschwören und sich auf die Aussage der Spanier hätte berufen könnn, ohne auch nur den mindesten Glauben zu finden? Glauben wäre ihm ohne Zweifel nur geschenkt worden, wenn er anzugeben im Stande gewesen, wo er sich aufgehalten, seitdem er seine Gondel in der Näh des spanischen Botschafter-Hotels verlassen. Diese Angaben wollte und mochte er nicht machen, daher schwieg er lieber ganz.

Daß ihm dieses Schweigen nicht leicht geworden, wird sich ohne Schwierigkeit begreifen lassen. Er war noch jung, in der Fülle männlicher Kraft, auf der Höhe des Lebens. Noch manche Aussicht auf Glück, Glanz und Auszeichnung konnte ihn locken. Auch wurden die Fragen nicht selten so herausfordernd und sein Ehrgefühl so tief verletzend gestellt, daß eine ungeheure Standhaftigkeit und Ueberwindung dazu gehört haben muß, ihnen nicht Rede zu stehen. Aber immer, wenn er aufgestachelt und auf's Höchste gereizt ein rasches Wort auf dem Wege zur Zunge fühlte, sah er im Geist, bleich, mit aufgelöstem Haar und zitternd am ganzen Leibe die Geliebte vor sich stehen, die Hand auf den Mund gelegt, mit flehenden Blicken Schonung ihrer Ehre, ihres Rufes, ihres greisen Vaters erbittend.

Diese Vorstellung, dieser Gedanke erstickte augen-

blicklich jeden Laut seiner Brust. „Dein Wankelmuth, Dein Leichtsinn," sagte er in solchen Momenten u sich selbst, „sind die Ursache, daß Teresa Dir verloren gegangen und unglücklich geworden. Willst Du damit nicht zufrieden auch noch ihren Namen beflecken und Schmach auf ihre Familie häufen? Nein, nein," schloß er seine Betrachtung bei sich selbst, „das, Unglückeliger, darfst Du nicht. Du bist es ihr, Du bist es Dir selbst schuldig zu schweigen, mag dieses Schweigen Dir auch das Leben kosten." Nachdem er es auch am achten Tage, am 20. April noch nicht gebrochen, ward zum Spruch geschritten und an die Richter die Frage gestellt: ob sie ihrem Gewissen nach sein hartnäckiges Schweigen für den Beweis seiner Schuld erkennen könnten. Der Gerichtshof bestand aus siebzehn Mitgliedern, denn außer dem Rath der Zehn saßen in demselben auch noch der Doge und seine sechs Consultatoren. Dreizehn Stimmen erklärten Foscarini für schuldig; viere verlangten weitere Beweise. Für volle Schuldlosigkeit entschied sich Keiner.

Nun galt es die Strafe zu bestimmen. Für die gelindeste Form derselben, für ewiges Exil, sprachen sich nur Zwei aus, Vier beantragten den Tod ohne die Schmach der Oeffentlichkeit. Die Mehrzahl aber und darunter der Doge Antonio Priuli dekretirten geheime Hinrichtung und Aufhängen der Leiche an einem Fuß am Galgen.

Als Antonio Foscarini dieser zum Endurtheil erhobene Spruch mitgetheilt und dabei noch hervorgehoben wurde, daß es hauptsächlich sein Schweigen sei, das es veranlaßt habe, hob er ruhig und gefaßt seine Augen gen Himmel, indem er sagte: „In demselben Grade, in dem heut mein Schweigen dazu beiträgt, meinen Namen mit Schmach zu bedecken, in demselben Grade wird es einst dazu dienen, ihm Ehre zu geben!"

Hierauf in sein Gefängniß zurückgebracht, machte er sein Testament und bereitete sich zum Tode vor. Sein Verhalten dabei war einfach, würdig und fest. Kein Fluch, keine Klage, kein Seufzer entschlüpfte seinen Lippen. Nicht ein einziges Mal, weder laut noch leise, nannte er den Namen Teresens.

Als am 21. früh der Henker in seine Zelle kam, ihn zu erdrosseln, fand er den Verurtheilten bereits vollkommen angekleidet und in Ruhe seiner harrend. Nachdem derselbe noch ein letztes Gebet gesprochen, drei Mal mit Inbrunst ein Krucifix geküßt, schlang er sich selbst die Schnur um den Hals und hielt sie mit fester Hand so lange hin, bis der Knoten geknüpft war. Als der Henker die Schlinge zuzog, sagte er Nichts, als die Worte: „Ich falle ein Opfer des Schweigens. Gott möge meiner Seele gnädig sein und mein theures Venedig ewig blühen lassen!"

Seine Leiche ward auf der Piazzetta öffentlich am

Galgen zur Schau gestellt, sein Name aber in das Todtenregister der Sanct Marcus-Kirche eingetragen und mit der Beifügung seines Verbrechens und der deswegen verhängten Strafe gebrandmarkt.

„Es war ein wahrhaft entsetzliches Ereigniß," schreibt Balista Nani, ein Historiograph der Republik zu jener Zeit, „das die Stadt befleckte, die Leiche eines solchen Mannes am öffentlichen Schandpfahl zu erblicken. Die öffentliche Meinung war dem Hingerichteten freilich schon längst nicht mehr günstig gewesen. Man hielt ihn allgemein für unruhig, unzufrieden und intrigant." Aber das Alles wahrscheinlich doch nur, haben andere und gewissenhafter urtheilende Geschichtsschreiber hinzugefügt, weil man wußte, daß er ein kühner, freisinniger und besonders der unbestrittenen Kirchenmacht nicht allzu ergebener Mann war. Der aufklärende Geist der Zeit, England und die deutsche Reformation hatten ihn mit einem nur zu oft bemerkbar werdenden Hasse gegen das Papstthum erfüllt. Und dieser nicht tief und klug genug verborgene Haß vielleicht ist es am Meisten gewesen, der ihm bei seinem hartnäckigen Schweigen das Verderben bereitete. Daß es seine Schuld nicht gethan, beweist seine schon neun Monate nach dem Prozeß erfolgte Freisprechung von dem ihm zur Last gelegten Verbrechen. Am 18. Januar 1623 wurde seine Sache auf's Neue vor den Rath ge-

bracht und deſſen Spruche zufolge ſeine Unſchuld anerkannt. Die Rehabilitirung ſeines Andenkens wurde im Todtenverzeichniß angemerkt und durch die Geſandten der Republik den fremden Höfen angezeigt. So ward von ſeinem Namen jeder denſelben befleckende Makel getilgt.

Der ſchon vorhin genannte Hiſtoriograph Baliſta Nani ſpricht ſich über dieſen Vorgang in etwas unklaren und dunklen Worten folgendermaßen aus. „Betrügeriſche Leute," ſchreibt er, „hatten ſich in Hoffnung auf ihnen in Ausſicht geſtellten Gewinn gegen das Leben unſchuldiger und angeſehener Patrizier verſchworen. Und da die Regierung in wild bewegten Tagen von den Erinnerungen an vergangene Nachſtellungen, wie von der Einwirkung noch lebendigen Haſſes hin- und hergezogen ward, ſo wandelte leicht Verdacht ſich in Schuld. Jene verworfenen Menſchen fanden Gehör bei dem geheimen Magiſtrat der Staats-Inquiſition, und indem ſie die Rollen unter ſich theilten, die Einen als Ankläger auftretend, die Andern als Zeugen, verriethen ſie die zu Richtenden ſowohl als auch die Richter. Dieſe nichtswürdige Bande von Miſſethätern aber konnte nicht lange ihr Handwerk treiben. Als die Scheußlichkeit der That an den Tag kam, erlitten von den Rädelsführern Girolamo Vano von Salo und Domenico von Venedig verdiente

Todesstrafe. Wenn man durch öffentliche Erklärung der Unschuld dem Foscarini das Leben nicht wiedergeben konnte, gab man ihm wenigstens die Ehre zurück. Der alte Glanz seiner Familie ist wieder hergestellt und durch die allgemeine Theilnahme sogar noch höher gehoben worden."

Man sieht, die Sache ist hier nur wenig aufgeklärt und das eigentliche Motiv nicht angegeben, das Foscarini's Freisprechung veranlaßt hat. Der Mund des Volkes ist weniger diskret gewesen, und durch diesen hat denn verlautet, daß Teresa Contarini, die Gattin des edlen Agostino Giovini, als sie Antonio Foscarini's Hinrichtung vernahm, sterbend dessen Unschuld und Opfertod gebeichtet habe. Diese Beichte soll es gewesen sein, welche eine neue Untersuchung der ganzen Sache und die endliche Rehabilitirung des Verurtheilten zur Folge hatte. Seitdem hat die Kunst und vor Allen die Poesie die Geschichte dieser Liebe, die auch wir hier behandelt haben, zum Gegenstand und Vorwurf vieler und glücklicher Erzeugnisse gemacht. Besonders die ihr gewidmeten Gesänge des Ippolito Pindemonte und die Tragödie von Giovanni Balista Niccolini, die sie gleichfalls zum Stoffe hat, gehören zu den hervorragendsten Meisterstücken der italienischen Literatur.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

Bayerische Staatsbibliothek München